

# Das Gespräch aus der Ferne

ein Beitrag zum 60. „Geburtstag“ des Gesprächs

von  
Tristan Abromeit

[abromeit@t-online.de](mailto:abromeit@t-online.de)

[www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)

Januar 2007

Text: 43.0

Kontakt zur Redaktion:

[dasgespraech@compuserve.com](mailto:dasgespraech@compuserve.com)

[www.gadf.de](http://www.gadf.de)

Sehr geehrter Herr Dr. Geschke!

Ich denke, auch ein Redakteur mit gutem Selbstwertgefühl und der Gewöhnung an die Einsamkeit einer Ein-Personen-Redaktion braucht gelegentlich Zuspruch aus der Leserschaft. Ich weiß nicht, wie viel Leserpost Sie je Ausgabe des *Gesprächs aus der Ferne* (GadF) erhalten. Ich weiß nur, daß meine Leserreaktionen von drei mir bewußten und sicher noch von mir sonst unbewußten Faktoren mitbestimmt werden:

1. Jedes Heft löst das Bedürfnis nach Zustimmung, Vertiefung und Widerspruch aus, so daß die Reaktion auf jede Neuausgabe schon in Arbeit ausarten würde und daher letztlich in der Resignation endet, weil doch nicht alles in einem Leserbrief ausgeführt werden kann. Ich nehme an, daß es auch bei anderen Lesern aus diesem Grund viele ungeschriebene Leserbriefe gibt. Das ist jedenfalls ein positives Zeichen dafür, daß das GadF keine Langeweile verbreitet. Es zeigt aber leider auch an, daß das „Gespräch“ zur Zeit kein Gespräch, sondern Vorgetragenes ist und eigentlich in „Vorträge aus der Ferne“ umbenannt werden müßte. Die Frage, wie das geändert werden könnte, ist ja ein Dauerthema des GadF.

2. Obwohl ich schon so lange Leser des GadF bin, daß ich vergessen habe, wann ich zum ersten Mal ein Heft in den Händen hielt, habe ich immer noch nicht das Gefühl, daß das GadF meine Zeitschrift ist, und daß ich ein willkommener Leser bin. Es ist immer noch so, als säße ich als Nichtchrist in einer christlichen Veranstaltung oder als Katholik in einer protestantischen Kirche (oder umgekehrt). Ich habe darüber nachgedacht, woran das liegen könnte. Ich bin zu keinem klaren Ergebnis gekommen. Es kann sein, daß ich mich mit meiner Gedanken- und Erlebniswelt nicht genügend in den Beiträgen wiederfinde oder daß die Autoren im Regelfall eine andere Sozialisation gehabt haben als ich selber. Dabei weiß ich wohl, das zu schätzen, was mir unbekannt oder fremd ist. (Sich nur in vertrauten Gedanken zu baden, macht ja kein Vergnügen.)

3. (Allgemein gesprochen) Nachdem das Internet das Monopol der Redakteure – den Leser gnädig auch mal zu Wort kommen zu lassen – gebrochen hat, finden sich im Internet unzählige Möglichkeiten des Gesprächs. Man kann spontan auf eine Äußerung oder einen Artikel reagieren. Und wenn der in den Gedankenaustausch eingreifende eigene Satz nicht so ganz gut gelungen ist, ist es auch nicht so schlimm. Ja, wenn dem Leser danach ist, kann er sogar seine eigene Zeitung mit Hilfe des Internets machen. Viele kommerzielle und nichtkommerzielle Zeitschriften machen daher aus der Not eine Tugend und fahren zweigleisig: sie erscheinen weiterhin als Druckmedium und zusätzlich als digitale Plattform. Diese Plattform wird nicht nur zur Vorstellung des eigenen Print-Angebots und nicht nur als Archiv (auch mit Volltext) genutzt, sondern auch als interaktiver Informationsaustausch angeboten. Mit anderen Worten, man kann heute mit dem PC im Verbund mit dem Internet seine Meinung leichter einem Publikum vorstellen als mit dem konventionellen Leserbrief.

Was ich hier im Vorspann noch sagen möchte, ist, daß ich es bedauere, nicht nach Berlin zum Lesertreffen gefahren zu sein, nicht nur, weil ich dann endlich Autoren und Leser des GadF persönlich kennen gelernt hätte, sondern auch wegen der verfehlten Besuche bei Freunden und Verwandten. Das Nachteilige an meinem Älterwerden ist, daß sich immer mehr Gründe einfinden, warum ich besser zu Hause bleibe. Aber vermutlich bin ich da kein Einzelfall.

Mit freundlichen Grüßen

*Tristan Abromeit*

Nachfolgend die Beiträge, auf die ich heute reagiere. Die Autoren – soweit ihre Anschrift angegeben ist – erhalten je eine einen Ausdruck dieses Textes oder eine CD-ROM, auf der sich meine Stellungnahme befindet. Von der Länge hergesehen ist mein „Geburtstagsgeschenk“ schon fast ein Sonderheft geworden. Auf meiner Internetseite kann ich es allemal veröffentli-

chen.

	<b>Seite</b>
1. Zweierlei Maß? Wider die Rechtfertigung des Eroberungskriegs / Heft 378 .....	3
2. Kriegsgefangene im eigenen Land / Heft 378 und Erschrecken über die eigene Vergangenheit / Heft 397 .....	5
3. Wege in ein „Neues Reich“? Erinnerungen an den Gründer Hans Dahmen / Heft 378 ..	10
4. „Gute Schule“ gesucht / Heft 378 .....	12
5. Physik ist nicht alles ... / Heft 378 .....	26
6. „Aktion 1000 plus X“ - Leser werben Leser .....	46

oooooooo

## 1. Zweierlei Maß? Wider die Rechtfertigung des Eroberungskriegs / Heft 378

Beim Lesen des Beitrags von Günter Geschke zu den Gedanken des chinesischen Weisen Me-ti über die Gerechtigkeit fiel mir wieder die Schrift „Von der Rechtfertigung des Krieges“ aus dem Jahr 1954 ein. Sie wurde von Horst Paul Dietrich (Horst Bethmann) verfaßt. Horst Bethmann hat verwundet den zweiten Weltkrieg überstanden und nach dem Krieg in Göttingen studiert und den Arbeitskreis für angewandte Anthropologie geleitet. Er ist zwischenzeitlich verstorben. Um zu zeigen, daß sich in den Jahrzehnten nach dem Erscheinen der Schrift nichts geändert hat, ein paar Auszüge:

Die Menschen werden niemals um eine  
Entschuldigung verlegen sein, andere  
Menschen zu töten ..."  
B. G. S h a w / Mensch und Übermensch

Wir befinden uns gegenwärtig in einer Situation, in der die Frage Krieg oder Frieden explosive Heftigkeit angenommen hat. Die stürmische Entwicklung der Wissenschaft und Technik und der Zusammenprall der Nationen und Kulturen haben Probleme menschlichen Zusammenlebens mit sich gebracht, die mit den überlieferten politischen und moralischen Mitteln nicht mehr bewältigt werden können. Das wissenschaftliche Denken hat dem Menschen nicht nur ungeahnte Macht verliehen, sondern zugleich jene Glaubenskräfte erschaffen lassen, die den Mißbrauch der neuen Gewalten hätten verhindern sollen. Der „Umsturz aller Werte“, der durch die Wendung zum Diesseits und durch die Anbetung der Vernunft gekennzeichnet

war, hat als Ausdruck tiefer Ironie allen menschlichen Bemühens anstelle der erstrebten Neuordnung zunächst zu einem wilden Chaos aller Bindungen und Überzeugungen, anstelle der Vernunft zu grotesker Unvernunft, anstelle der Macht des Menschen über sich selbst zu einer lähmenden Ohnmacht der Massen gegenüber den heraufbeschworenen Geistern geführt. Unter den stereotypen Suggestionsformeln „Freiheit“ — „Demokratie“ — „Menschlichkeit“ werden Völker zu Werkzeugen rücksichtsloser Gewalt herrscher, egoistischer Geschäftemacher oder verbohrter Ideologen-, in dem verzweifelten Wunsch nach Frieden zerfleischen sich die Nationen gegenseitig. Die noch bestehende krampfhaft Scheinordnung kann täglich durch unkontrollierte Entladungen weiter zerstört werden, während eine gleichgültig oder hysterisch gewordene Menge auf Patentlösungen wartet, Jagd auf „Schuldige“ macht, sich von Demagogen willenlos zu Verbrechen hinreißen läßt oder für pathetische Zukunftsversprechen die Voraussetzungen ihres eigenen Lebens zerstört.

Es ist eine Zeit der Extreme, ein sinnloses Hin und Her zwischen Ausrottungskriegen und Humanitätsschwärmerei, zwischen doktrinärer Beharrung und weltanschaulicher Gleichgültigkeit, zwischen maßloser Furcht und sinnlosen Hoffnungen. (S. 3)

...

Der Schwierigkeit eines objektiven und allgemeinverbindlichen Urteils für oder gegen den Krieg entspricht auch die bisherige Geistesgeschichte. Nicht einmal in den Idealen — geschweige in den Taten — läßt sich die eindeutige Herrschaft eines bestimmten Wertbegriffs erkennen.

Nur wenige Menschen haben versucht, eine einzelne Tugend zum allgemeingültigen Maßstab ihres Lebens zu machen. Meist schwankt der Einsatz sehr verschiedener und oft einander widersprechender Werte von Situation zu Situation, von Person zu Person, von Kultur zu Kultur. Allenfalls lassen sich bei einzelnen Personen und Kulturen oder zu bestimmten Zeiten Übergewichte feststellen, aber am seltensten dominiert die Gewaltlosigkeit! Heute wird Krieg im Namen der persönlichen Freiheit geführt und morgen im Namen der Sicherheit oder des Schutzes überlieferter Gewohnheiten, die im Grunde die ärgsten Feinde jeder persönlichen Freiheit sind. Immer ist es ein Ideal, das seinen schützenden Schild über das Morden hält, und jedesmal ist es ein anderes!

Auch der Mensch, dessen Dasein durch die Anerkennung geistiger Fähigkeiten von dem des Tieres unterschieden sein soll, entgeht nicht der rücksichtslosen Härte des Lebens und das nicht nur, weil seine Freiheit zum Guten zugleich auch eine Freiheit zum Bösen ist, sondern weil schon die Tugenden sich selbst widersprechen: um die einen zu erfüllen, muß er zwangsläufig andere verletzen! Das gilt auch für Ange-

hörige einer eng begrenzten Kultur, obgleich natürlich die Differenziert-  
heit einer Kultur die Entscheidung erschwert und damit die Konflikts-  
möglichkeiten vergrößert. Die Geschichte hat gezeigt, daß sich z. B. auch  
mit dem christlichen Ethos Kriege sowohl verteidigen wie verurteilen  
lassen.

Im Hinblick auf die Rechtfertigung des Krieges lautet die Frage nach  
einer absoluten Rangordnung: haben sich dem Gebot „Du sollst nicht  
töten!“ alle anderen Gesetze und Gebote menschlichen Daseins unterzu-  
ordnen? ... (S. 8 f.)

Ich denke, die Überwindung des Krieges werden wir nicht zu Wege bringen, wenn wir vorher  
nicht die Frage der Gerechtigkeit innerhalb der Völker und zwischen den Völkern gelöst ha-  
ben. Und die Frage der Gerechtigkeit ist zwar nicht nur eine Frage der Lösung unserer ökonomischen  
Probleme, aber doch vorwiegend.

## 2. Kriegsgefangene im eigenen Land / Heft 378 und Erschrecken über die eigene Vergangenheit / Heft 397

Der Auslöser meines heutigen Schreibens ist eigentlich die kleine Notiz in Heft 397 auf Seite  
41 „Wir haben mit Theodor Meyer vereinbart, daß er uns eine Foto-Kopie seiner Aufzeich-  
nungen schickt. Interessenten bitte melden.“ Das dahinter stehende Angebot ist ja sicher gut  
gemeint, hat mich aber trotzdem empört. Warum?

Ich habe gedacht, es ist ja schön, daß der Leser Theodor Meyer die Gelegenheit erhält, nicht  
nur durch Auszüge dem „Tagebuch des Kriegsgefangenen Günther Hespe“ (Heft 378, Seite  
30 f.) zu lesen, sondern auch auf seine eigene Geschichte hinweisen kann. Daß er aber für sei-  
ne eigenen Tagebucheintragungen keinen Platz in dem GadF, das ja eine Leserzeitung sein  
will, erhält, finde ich nicht in Ordnung. Für mich wäre nur ein Grund für einen Veröffentli-  
chungsausschluß gewesen, wenn der Text über 10 Seiten lang oder lügenhaft wäre. In Fällen,  
wo die Redaktion sich unsicher ist, ob ein Text in der gedruckten Ausgabe des GadF richtig  
untergebracht ist, weil z.B. das Thema damit überreizt wird, sollte sie auf ihre Internetseite  
ausweichen. Vielleicht habe ich auf die Notitz so emotional reagiert, weil ich erstens Weih-  
nachten 2005 im Krankenhaus lag und einen Zimmergenossen hatte, der diese Leidensge-  
schichte auch hinter sich hatte und in mir nach 6 Jahrzehnten endlich einen Zuhörer fand, der  
sich für sein erfahrenes Leid interessierte und zweitens weil ich mit einem weiteren Menschen  
verbunden bin, der ebenfalls diese Geschichte mit den us-amerikanischen Siegern erlebt hat

und nur überlebt hat, weil französische Krankenschwestern ihn wieder aufgepäpelt haben. Man muß sich klar machen: Da wurden Jugendliche in die Heldenrolle gelockt oder gepreßt und die Minderheit, die überlebt hat, wurde von den Siegern schlechter als Verbrecher behandelt.

Das Thema ist nicht Antiamerikanismus, sondern wie verhalten sich Männer, wenn sie kasernisiert, uniformiert, strapaziert, bewaffnet werden als Sieger und Verlierer?. Gibt es Unterschiede in den Armeen von diktatorischen und demokratischen Staaten? Welche Mittel wurden in der Vergangenheit und welche in der Gegenwart eingesetzt, um die „Täter“ von ihren sozialen Normen zu entbinden? Früher war es wohl vorwiegend der Alkohol. Heute ist es wohl mehr die psychologische Manipulation mit Methoden, die in den Instituten der Hochschulen ausgebrütet werden. An einem Gebäude der Universität Freiburg steht auf Latein geschrieben: Die Wahrheit wird euch frei machen.<sup>1</sup> Wäre es nicht sinnvoller zu schreiben: „Die Wahrheit ist manipulierbar und käuflich!“? Oder: „Wir liefern die Wahrheit, die die Regierenden anfordern?“ Ich hoffe auf Widerspruch.

Wenn bei uns Wehrmachtsausstellungen gemacht werden, um das Fehlverhalten deutscher Soldaten aufzuzeigen, so ist es doch auch angebracht, das Fehlverhalten der Kriegsgegner in einer Zeitschrift zu dokumentieren. Dabei kann es nicht um eine gegenseitige Aufrechnung gehen, sondern es geht darum, bewußt zu machen, daß hier ein generelles Problem militärischer Organisation vorliegt. Es rächt sich bei der Wahrheitsfindung auch, daß die westliche Staatengemeinschaft und die nach dem Krieg zu den „guten Deutschen“ mutierten Politiker aus Gründen der Manipulierbarkeit Deutschland als Alleinverursacher und Schuldigen des zweiten Weltkrieges gebraucht haben. Nicht Humanität und Freiheitswillen haben die USA in den Krieg getrieben, sondern ökonomische Interessen. In diesen Tagen hörte ich im Autoradio einen Ausschnitt aus einer Buchbesprechung. Die Verkehrssituation erlaubte kein konzentriertes Zuhören. Aber das Wort „Geschichtspolitik“ ist hängen geblieben. Geschichtspolitik ist das Bemühen, geschichtliche Abläufe so darzustellen, daß damit Bürger manipuliert werden können. Dieser Neigung der Politik müssen Bürgerzeitungen und -zeitschriften entgegensteuern, sonst können sie das Informationsgeschäft gleich den unter Konformitätsdruck stehenden Massenmedien überlassen.

---

<sup>1</sup> Von GERHARD KAISER gibt es dazu einen Text im Internet: Die Wahrheit wird euch frei machen  
*Die Freiburger Universitätsdevise – ein Glaubenswort als Provokation der Wissenschaft*

Wir können viel von den USA lernen und aus der Ideenwelt der US-Amerikaner schöpfen, aber wir sollten uns nicht dem Trugschluß hingeben, die US-Bürger und -Politiker seien edlere Menschen als andere und wir. In diesen Tagen stieß ich auf eine Besprechung des verstorbenen Schweizers, Werner Zimmermann <sup>2</sup> in der Zeitschrift „telos – die Welt von morgen“ vom Januar 1979 <sup>3</sup> zu dem Buch „Halleluja. Die Geschichte der USA“ von Joachim Fernau, 1977. Dort ist folgendes zu lesen:

Fernau schreckt vor nichts zurück. Er durchlichtet auch führende Persönlichkeiten und entkleidet sie ihres üblichen Heiligenscheins. Grimmig ist sein Humor und alles mit Herzblut geschrieben, Sprache und Gestaltung meisterhaft. Auf Grenzen wird noch hingewiesen. Zur Einführung drei Zitate:

„Die Indianer waren unbesorgt. Sie waren freundlich und mehr neugierig als ängstlich. Daß sie die Fremden für weiße Götter gehalten haben, ist wenig wahrscheinlich, denn sie sahen sie hinter dem Busch ihre Notdurft verrichten, was Manitu gewiß nicht nötig hatte, sie sahen sie von Zahnschmerzen geplagt, und sie sahen, daß sie Hunger hatten. Lauter sehr menschliche Dinge, die sie gut kannten. Ich betone nicht ohne Grund den Hunger. Er brachte den ersten Stein ins Rollen. ... Sie besuchten das Lager ohne Scheu, brachten den Weißen Früchte und Maismehl, schenkten ihnen ein Kanu, rauchten ihnen ein Pfeifchen vor und zeigten ihnen die Kräuter gegen Sumpffieber.“ (Seite 10)

Und nun alle Scheinwerfer auf zum Finale! Jalta, Februar 1945. Der Krieg war gewiß eine Tragödie von antiker Größe, aber trotz allem Inferno noch erkennbar als Wutausbruch des Gottes Mars. Was in Jalta geschah, war ein grausiger Spuk.

Dort, auf der sonnigen Krim, traf Roosevelt zum letztenmal Stalin. Wieder war es nur eine Dreierkonferenz; Frankreich, das die Last des Krieges mitgetragen hatte und sich ebenfalls als Sieger fühlte, war ausgeschlossen. Daß Churchill dabei sein durfte, war das äußerste, was Roosevelt zu gestand. Im Rausch der Allmacht, in der Stimmung eines Weltenrichters fand er, daß er und Stalin genügt hätten. Seine Begleitung war entsetzt. Jedermann sah, daß der Präsident nicht mehr ganz klar war. Er, „der nichts von der aktuellen Geschichte, nichts von Geographie, nichts von anderen Völkern verstand“, hörte sich schon lange keinen Experten mehr an und ließ alle Akten, die man ihm für Jalta erarbeitet hatte, unbeachtet liegen. Auf der Überfahrt hatte er die Zeit vor Hollywoodfilme oder an Deck liegend und dösend verbracht. Er träumte, wie Arthur Conte aus Äußerungen nachgewiesen hat, von einer gemeinsamen Weltherrschaft durch ihn und Stalin. Das Instrument sollte eine Organisation der Vereinten Nationen sein, der Garant des ewigen Friedens auf Erden. In solcher Trance trat Roosevelt dem russischen Diktator gegenüber. Augenzeugen berichten, daß er geradezu kindisch um die Liebe des bewunderten Stalin buhlte. „I like Uncle Joe and it seems he likes me too.“ Man möchte es nicht

---

<sup>2</sup> Ich habe von ihm auch schon einen Beitrag gelesen, der für das GadF geschrieben wurde.

<sup>3</sup> Die Zeitschrift ist mit ihrem Herausgeber und Verleger Dr. Will Noebe gestorbern.

glauben, daß dieses senile Betteln um Liebe und Ruhm die Grundstimmung des mächtigsten Mannes der Welt war, der im Begriff stand, diktatorisch und vollständig gefühllos über fremde Völker zu verfügen. Es gibt heute keinen Zweifel mehr: Er war, wie später eine französische Zeitung schrieb, „in einen sanften Irrsinn gerutscht“.

Stalin hörte sich ein Weilchen sein Salbadern an, dann schritt er zur Tagesordnung. Sofort nahm auch Roosevelt die Pose des „harten Realisten“ an. Für sein Leben gern wollte er dafür gehalten werden.

Er überschlug sich also. Während sie noch das erste Glas hoben, präsentierte er aus dem Stegreif Stalin die Idee, 50 000 deutsche Offiziere erschießen zu lassen und brachte einen Toast darauf aus. Uncle Joe lächelte.

Sie werden etwas vermissen. In der Tat. Hier vermißt man, daß Churchill, der doch der „alte britische Löwe“ war, aufstand und nach Hause fuhr. Er tat es nicht, er protestierte ein bißchen (die englischen Historiker streichen ihn heute, obwohl das ganze Empire in Scherben ist, natürlich heraus), aber er blieb sitzen und wurde damit zum Komplizen.

Von Polen, für dessen Unversehrtheit man gekämpft hatte - von all diesen Idealen war nicht mehr die Rede. Stalin diktierte. Für ein Linsengericht erwarb er die Herrschaft über Osteuropa, über den halben Balkan und über die Mongolei. Er verschob mit seiner starken Hand Polen nach Westen wie eine leblose Schachfigur und schnitt Deutschland mitten durchs Herz.

Dann streckte er dem Amerikaner die Hand hin und versprach, bei der UNO mitzumachen und Japan pro forma noch den Krieg zu erklären. Das war der Topf voll Linsen, den Roosevelt nach Hause brachte. Er fuhr nach Amerika zurück in einem Zustand der Verzückerung. Die Saat von Jalta würde der ewige Friede auf Erden sein und er selbst dereinst ein Mythos.

Wenn ich mich nicht irre, hat Amerika schon einmal „. . . Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ gesungen. Wann war es nur gewesen?

Roosevelt ist der Schöpfer des russischen Weltreichs. Ich wundere mich - in vollem Ernst gesprochen -, daß an der Kremllmauer noch immer nicht sein Denkmal steht. Er hat es verdient.

Franklin Delano Roosevelt erlitt das Ende jenes anderen amerikanischen Kriegspräsidenten, Wilsons, der vor sich hindämmernd verschied. Er starb am 12. April 1945. Achtzehn Tage später folgte ihm Adolf Hitler auf dem Weg zum ewigen Richter. (Seite 291-294)

Fußnote Seite 308: 44 Milliarden Dollar schuldet der Osten bereits dem Westen, davon 9 Milliarden uns. (1977) „Sie werden“, schrieb Lenin 1921, „uns genau jene



Materialien und Technologien liefern, die uns fehlen. Und sie werden auch noch unsere Rüstungsindustrie aufbauen, die wir für unsere künftigen siegreichen Angriffe gegen unsere Lieferanten benötigen. Mit anderen Worten, sie werden hart arbeiten, um ihren Selbstmord einzuleiten."

Hunderte Millionen Tonnen Getreide gehören auch dazu.

Halleluja - zum Lobe Gottes - das Buch endet in tiefem Schmerz einer edlen Seele, die in großer Not und Verzweiflung um Klarheit im Weltgeschehen ringt. Fernau erkennt und bekennt mit Nietzsche:

„Ich liebe die großen Verachtenden, weil sie die großen Verehrenden sind und Pfeile der Sehnsucht sind nach dem anderen Ufer. Ich liebe alle die, welche wie einzelne schwere Tropfen sind, fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt: Sie verkünden, daß der Blitz kommt, und werden wohl als Verkünder zugrunde gehen."

Auf der ersten Seite des Buches „Halleluja" steht als Hinweis nur:

1. Moses 6, Vers 5-7.

Man lese dort nach.

(Einfügung TA)

## 1. Mose 6

*Ankündigung der Sintflut.  
Noahs Erwählung. Bau der Arche*

5 Als aber der HERR sah, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, 6 da reute es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, 7 und er sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis hin zum Vieh und bis zum Gewürm und bis zu den Vögeln unter dem Himmel; denn es reut mich, daß ich sie gemacht habe.

### 3. Wege in ein „Neues Reich“?

Erinnerungen an den Gründer Hans Dahmen / Heft 378

Zu Hans Dahmen kann ich nicht viel sagen. Hans Dahmen war auf die Zahl der Mitglieder der Gesamtgesellschaft sicher eine Ausnahmeerscheinung. Wenn ich das richtig sehe, war er aber auf jene Menschen bezogen, die nach dem Krieg mehr wollten als ein Brot und ein Bett, wohl einer von vielen.

Neben der Erschöpfung und Resignation im westlichen Restdeutschland gab es ja auch Hoffnung und Aufbruchstimmung. Um die neue Gesellschaft nach dem verlorenen Krieg, das „Neue Reich“, zu ermöglichen, bedurfte es wohl Antreiber, die die Müden und Geschlagenen in Bewegung hielten. Die verschiedenen Antreiber wollten ja aber nicht nur das „Neue Reich“, sondern auch eines nach ihren Vorstellungen. Wer eigene Vorstellungen von Gesellschaftsgestaltung durchzusetzen will, muß für diese Idee, dieses Modell missionieren, werben.<sup>4</sup>

Bei uns haben die Worte *missionieren* und *missionarisch* einen schlechten Beigeschmack. Ich hätte gerne mal geklärt gehabt, was missionieren von werben unterscheidet, wann die Mission und die Werbung angemessen, angenehm, nützlich und wann sie unangemessen, unangenehm und schädlich ist. Das sind keine nebensächlichen Fragen a) weil mit dem Missionieren und Werben sowohl die Information wie auch die Desinformation einhergehen kann und b) weil die Freiheit nicht vorstellbar ist ohne Wettbewerb, auch nicht ohne Wettbewerb der Ideen. Eine nicht begründete Abwertung der Mission kann aber auf die Einschränkung des Wettbewerbs und damit der Freiheit zielen.

Ich habe über einen langen Zeitraum die „Darmstädter Blätter“ gelesen. Diese wurden von Günther Schwarz herausgegeben. Günther Schwarz verstand sich wohl genauso wie Hans Dahmen als Leseknecht, die Darmstädter Blätter hatten nämlich den Untertitel „Wir lesen für Sie!“ Wenn ich mich richtig erinnere, wurde das Ende der

---

4 Die Kirchen bekennen sich doch wieder zunehmend zu Ihrer Mission, das heißt zur Werbung für die christliche Religion. Nur müssen sie heute nicht nur Fürsten umwerben und haben auch nicht mehr wie früher so ein Zuckerbrot und die Peitsche als Nachhilfe zur Verfügung, sondern sie müssen jede Person einzeln umwerben.

Darmstädter Blätter in dem GadF auf mein Vermelden hin vermerkt. Auch Schwarz hatte bestimmt die Vorstellung, er könne mit seinen Aktivitäten auf die Gesellschaft einwirken. Er gab auch Bücher heraus. Eins davon liegt vor mir. Der Titel lautet „Semantik – Sprache im Denken und Handeln“ von S.I. Hayakawa, aus dem Amerikanischen übersetzt vom Herausgeber.

In den fünfziger Jahren war ich als Freiwilliger im Internationalen Freundschaftsheim, daß gleich nach dem Krieg von Pastor Wilhelm Mensching gegründet wurde. Er missionierte nicht für das Christentum, sondern für den Pazifismus, für die Aussöhnung von Tätern und Opfern, für die Durchlässigkeit des Eisernen Vorhanges, für den Blick nach Afrika und Asien und für die Freundschaft mit US-Bürgern. Die ersten Unterkünfte waren Wellblechhütten, die das englische Militär schenkte. Auch Mensching (ein Namensvetter des Hochschul-Theologen Mensching) glaubte bestimmt, die Welt ein bißchen besser machen zu können, sonst hätte er seine Leistung gar nicht erbringen können. Denken wir an die Gründungen der Heim- und Abendvolkshochschulen nach dem Krieg. Alle, die sich dort engagierten, wollten mehr als Brot. Jede Einheit für sich war sicher zu schwach, um etwas Großes bewegen zu können, aber in Summe haben diese Pioniere des „Neuen Reichs“ dafür gesorgt, daß wir Deutschen wieder den aufrechten Gang gelernt haben. Die Frage ist, warum Axel Eggebrecht 1979 rückblickend schreiben mußte:

...„Die drei seit 1945 vergangenen Jahrzehnte waren, verglichen mit der vorangegangenen, eine ruhige, ein 'normale' Zeit. Nur entwickelte sich alles ganz anders, als wir es unmittelbar nach 1945 erwarteten.“<sup>5</sup>

Nach meiner Meinung war die Entwicklung nach dem Krieg bis heute so enttäuschend, weil unsere Generation<sup>6</sup> politisch so verlogen und blind ist, wie jene, die den Nationalsozialismus gestützt hat und wie jene, die vorher (mit Hilfe der Sieger des Ersten Weltkrieges) die Weimarer Republik zu Schrott gefahren hat (Die Nazis traten dann „nur“ als Schrottverwerter auf.) Das heutige Sterben in der Welt<sup>7</sup> nützen wir höchstens, um einen Artikel oder eine Rede damit anzureichern. Zur wirklichen Marktwirtschaft und zur wirklichen Demokratie haben

---

5 Offener Brief vom 1. Mai 2001/ Agenda Niedersachsen 2001 / zweiter Teil / **Dokumentation 1** Auszug aus: **Die zornigen alten Männer**, Rowohlt, 1979 mehr unter [www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)

6 Ich gehöre zum Jahrgang 34.

7 Nach Jean Ziegler, „Die neuen Herrscher der Welt ...“ pro Jahr mehr als im ganzen zweiten Weltkrieg.

wir keinen Mut - oder finden aufgrund ideologischer Blindheit nicht den Weg dorthin. Und unsere rechtliche Verfassung, deren Verfallsdatum überschritten ist, die wir aber mit dem Etikett „Nicht anfassen - Beste Verfassung aller Zeiten“ überklebt haben, damit wir uns nicht darum kümmern müssen, ist so miserabel wie die soziale und kulturelle Verfassung unserer Gesellschaft.

Der weitere geschichtliche Verlauf wird nicht besser, wenn nicht ein neues Denken – das zu kurz gekommenes Denken von gestern berücksichtigt - für den geschichtlichen Strom ein neues Bett bereitet. Dabei haben die vielen kleinen Initiativen und Zeitschriften die Aufgabe, die Neigung zur Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Massenmedien zu ergänzen und zu berichtigen. Die Wirkungen der kleinen Medien kann man dabei nicht immer an der Auflage messen. Stellen wir uns vor, ein Artikel in einer Ausgabe des GadF beeinflusst einen Leser, der Zugang zu den Massenmedien hat oder Mitglied eines Entscheidungsgremiums ist. Schon erreicht ein wesentlicher Gedanke - transformiert durch den Kopf des GadF-Lesers und transportiert über das Radio oder Fernsehen - eine riesige Zahl von Menschen oder findet Eingang in einen Beschluß.

Am Ende dieses Abschnittes möchte ich noch erwähnen, daß das von Werner E. Spies erwähnte „Institut zur Erlangung der Hochschulreife“ in Braunschweig (Braunschweig-Kolleg) für mich persönlich ein verschlossenes Tor war.

#### 4. „Gute Schule“ gesucht / Heft 378

„Was eine gute Schule sei, ist nach den verheerenden Pisa-Auskünften derzeit in Deutschland ein Dauerthema.“ ... So heißt es in dem Hinweis im GadF auf eine Studienreise der Stätte der Begegnung nach Finnland, daß im internationalen Vergleich gut abgeschnitten hat. Würde man nur nach Dänmark fahren, könnte man schon ein Bildungswesen studieren, daß den Schulzwang auf eine Unterrichtspflicht reduziert hat und damit bildungsmäßig vielmehr Gestaltungsmöglichkeiten erschlossen hat. Gibt man die Stichwörter „Analphabetismus in Deutschland“ in eine Suchmaschine ein, dann sind in der Übersicht der Info-Angebote schon Schlagzeilen zu lesen wie:

2003 gelten weltweit 862 Millionen Menschen als Analphabeten. In Deutschland sind 2004 nach Schätzungen 0,6% der Erwachsenen totale sowie zwischen

etwa 6,5% und 11,2% funktionale Analphabeten. (Wikipedia)

Analphabetismus ist immer noch ein Thema in Deutschland. Rund vier Millionen Menschen der Bevölkerung können nur unzureichend lesen und schreiben. ... (ZDF)

Der internationale Leistungsvergleich von Schülern ist eine Sache. Hier stellt sich aber schon die Frage, ob es überhaupt einen Maßstab gibt, der objektive Vergleiche ermöglicht. Denn was eine gute oder schlechte Bildung ist, unterliegt doch sehr stark Wertungen, die nicht auf Zahlen reduzierbar sind.

Der internationale Vergleich der Bildungssysteme ist ein anderes Thema und dieser kann nur unter Einbeziehung der jeweiligen Gesellschaftsverfassung und des gesellschaftlichen Selbstverständnisses des betroffenen Landes vorgenommen werden.

Auch hier spielen Wertungen, die nicht auf Zahlen reduziert werden können, eine große Rolle.

Wenn ich es richtig bedenke, müßte man vor allen Meßversuchen, die zu untersuchenden Gesellschaften klassifizieren, dann die Bildungssysteme und die Bildungsstandards festlegen, die für einen Vergleich tauglich sind.

Ohne diese Vorkehrungen kann sicher gemessen werden, wie viele Schüler pro Tausend Selbstmord begehen, wie viele aufgrund einer Schulschädigung in einer psychotherapeutischen Behandlung sind, wie viele Schüler Haltungsschäden aufweisen und wie viele Schüler Analphabeten bleiben. (Würde die Leidensgeschichte dieser Schüler jemals erforscht?)

Nach meinem Dafürhalten verschleiert die Pisa-Diskussion mehr, als daß sie aufklärt. Die wesentlichen Fragen werden nicht gestellt: Wenn wir eine freie Gesellschaft freier Bürger sein wollen, wie muß dann das Bildungssystem aussehen? Ist die erforderliche oder gewünschte Bildung nur über ein Schulsystem zu erreichen? Ist der Schulzwang überhaupt mit der Würde des Menschen vereinbar? Wirkt der Schulzwang nicht wie eine festgeklemmte Steuerungseinheit in einem kybernetischen System? Was sind die Elemente eines wirklich freien, der Würde der Kinder und Erwachsenen verpflichteten Bildungssystems?

Bislang sind Staat und Schule sich gegenseitig reproduzierende Systeme. Der Schweizer Friedrich Salzman beklagt das schon 1949 in seinem Buch „Bürger für die Gesetze“ und bezieht sich dabei auch auf Friedrich Schiller. Neulich hatte ich Anlaß nochmals in „Die Entscheidung der Gesellschaft“ von Ivan Illich zu schauen. Hartmut von Hentig war ein Verkünder eines freiheitlichen Bildungssystems. Er ist verstummt, wie die Freie-Schule-Bewegung, die in der Zeit Knospen hatte, als die Grüne Partei entstand.<sup>8</sup> Als vor einiger Zeit der Ökonom Milton Friedman starb, kam in einer E-Mail-Liste noch mal hoch, daß er der Ideenproduzent für das Bildungsguthaben sei. Es kam gleich von einem anderen Teilnehmer folgende Berichtigung:

Lieber Herr Hüwe,<sup>9</sup>

es hat mich nicht nur gefreut, einmal wieder von Ihnen zu hören, sondern auch, dass Interesse an der Herkunft der Idee des Bildungsgutscheins besteht.

Auf Knopfdruck konnte ich die Antwort auch nicht geben; mir war nur klar, dass sie viel älter ist als die Veröffentlichungen von Friedman; insbesondere erinnerte ich mich an John St. Mill. Aber ich habe gerne bei einem mir seit langem - auch persönlich - bekannten Wissenschaftler, Ulrich van Lith, *Der Markt als Ordnungsprinzip des Bildungsbereichs* (Habilitationsschrift, veröffentlicht München 1985) nachgelesen. Er schreibt (Seite 184), dass die Idee auf Thomas Paine zurückgehe, *The Rights of Man*, 1791/92, auf deutsch *Die Rechte des Menschen*, hersg. Von Stemmler, Frankfurt 1973, Seite 289 und 294. John St. Mill war dann einer der Zwischenträger dieser über 200 Jahre alten Idee.

So, das muss für heute reichen. Ich war gerade wieder am Bodensee, um Holz zu machen, und muss morgen nach Bad Boll zu unserer Tagung über das bedingungslose Grundeinkommen - übrigens wäre ein Bildungsgutschein auch ein Jedermann-Einkommen, wenn auch mit Zweckbindung.

Viele Grüße an alle interessierten Freunde!

Ihr

Eckhard Behrens<sup>10</sup>

Das Problem, was wir in Bezug auf die Bildungspolitik haben, ist, daß diese mehrheitlich von beamteten Pädagogen gemacht wird und zwar in den Gewerkschaften, in der Politik und den

---

8 Nachtrag: H.v.H. Ist noch quicklebendig. Am 3.2.07 wurde in einem Gespräch mit ihm im NDR-Kultur seine Biographie vorgestellt. „Er ist verstummt“ ist nicht richtig. „Er spricht ohne politisches Echo“, muß es heißen.

9 Listenteilnehmer und Verfasser vieler Beiträge zum Thema *Freie und soziale Gesellschaft*.

10 Ekkehard Behrens war Verwaltungsrat (oder ähnliches) einer Universität und ist Vorstandsmitglied des Seminars für freiheitliche Ordnung. Das SffO gibt die Zeitschrift *Fragen der Freiheit* heraus. [www.sffo.de](http://www.sffo.de)

Ministerien. Diese Pädagogen sind im System aber nur eine Art Vollzugsbeamte, die sozusagen gut ausgehaltene (aber doch leidende) moderne Sklaven sind, die Angst haben vor der Freiheit und daher auch keine Förderer der Freiheit sein können, es sei denn durch die ungewollte Erzeugung von Rebellen. Das soll selbstverständlich keine Kränkung eines Berufsstandes sein, sondern nur ein Hinweis auf eine Krankheit eines Berufsstandes.

Obwohl der Rückschritt in der Erörterung der Notwendigkeit eines freien Bildungssystems nicht zu leugnen ist, ist die Zahl der freien Schulen – wenn auch um den Preis der Selbstausbeutung und der Deformierung des eigenen pädagogischen Konzeptes durch staatliche Vorgaben – gestiegen. In einer Beilage der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung vom 10. 1. 07 „Welche Schule für mein Kind?“ werden die hannoverschen weiterführenden Schulen vorgestellt. Ich habe 61 gezählt, davon 9 freie Schulen. Von den 9 freien Schulen sind 3 Waldorfschulen.

Das, was ich hier vortrage ist ja alles nur bruchstückhaft und doch zeigen diese Bruchstücke, daß es ganz andere Perspektiven für die Bildungslandschaft gibt; das GadF könnte diese Perspektiven den alten und neuen Lesern vermitteln. Bevor ich Auszüge aus einem älteren Text bringe, nachfolgend noch ein relativ neuer Text von den Professoren Heinsohn und Steiger von der Universität Bremen.

11.

Für Universitäten und Fachhochschulen geben die öffentlichen deutschen Haushalte 51 Milliarden DM aus (1996). Dieser Betrag kann von der Studentenseite - 1,8 Millionen Menschen (1997/98) - als Nachfrage nach optimalen Bildungs-Beziehungen nicht eingesetzt werden. Zugleich fallen etwa 60.000 staatliche Hochschullehrer (1997) als gewerbliche Anbieter optimaler Beziehungen für diese 51 Milliarden DM aus. (Assistenten und Verwaltungspersonal bleiben hier außer Betracht.)

12.

Würden die gut 28.000 DM pro Student vom staatlichen Zwangsanbieter weg per Steuerpolitik an die Studierenden fallen, dann hätten sie - unter Einbeziehung der übrigen Transfers (Kindergeld) und Freibeträge - pro Kopf an die 33.000 DM im Jahr für die Nachfrage nach optimalen Bildungsbeziehungen zur Verfügung. Der Staat könnte sich auf die Durchsetzung Mindeststandards für die Erlangung von Zertifikaten beschränken.

13.

So lange die Rückführung der in die Staatsbudgets eingehenden Steuermittel nicht erfolgt, können nur die Studenten besser verdienender Eltern eine Optimierung ihrer Bildungsbeziehungen betreiben. Die breite Mehrheit hingegen wird staatlicherseits

daran gehindert, eine wirksame Nachfrage nach Bildungsleistungen entfalten zu können. Zu dieser Behinderung trägt auch der Widerstand der Mehrheit der etwa 60.000 Hochschullehrer bei. Müßten sie als freie Anbieter von optimalen Bildungsbeziehungen auftreten, würde ein Großteil von ihnen vom Markt verschwinden. Auch die etwa zehnpromtente tüchtige Minderheit müßte sich auf ganz neue Anforderungen einstellen. Die Pfründenverteidigung dieser mächtigen Lobby dürfte mithin bis auf weiteres dazu beitragen, daß die meisten Studenten vom Eingehen freier Verträge mit hochwertigen Bildungsanbietern ausgeschlossen bleiben.

14.

Im Unterschied zur Primar- und Sekundarbildung ergibt sich bei den hohen Bildungsabschlüssen das Problem, daß nur eine kleine studentische Minderheit Eltern mit so hohem Einkommen und entsprechenden Abgaben hat, daß ihnen per Steuerpolitik 28.000,- DM erlassen werden können. Stipendien, mit denen den übrigen Studenten dieselbe wirksame Nachfrage verschafft wird, können dieses Problem neutralisieren. Da die Steuerbürger insgesamt diese Mittel vorschießen müssen, sollten **alle** Studierenden - also nicht nur auf die Stipendiaten - verpflichtet werden, einen bestimmten Prozentsatz ihres anschließenden Einkommens an die Gesellschaft zu refundieren. Auf diese Weise erwiese sich die Gesellschaft zugleich als genuine **Genossenschaft**, in der also alle solidarisch eine umfassende Bildung gewährleisten. (Bei einem Akademikerdurchschnittseinkommen von 100.000,- DM würde bei einer Lebensarbeitszeit von 35 Jahren ein Satz von 3 % [= 105.000,- DM] ausreichen, um die Hochschulkosten eines vierjährigen Studiums von gut 112.000,- DM in etwa hereinzubekommen. Da die Studenten mit besser verdienenden Eltern ja keine Stipendien bekommen würden, könnte bei dieser 3 %-Belastung sogar ein Überschuß herauskommen.)

Aus: Wirtschaft, Bildung und Universität als Genossenschaft - **15 Thesen** von Gunnar Heinsohn und Otto Steiger für die Konferenz „Die Privatisierung des Bildungsbereichs: Eigentum und Wertschöpfung in der Wissensgesellschaft“ Universität Hamburg, 15.-17. 6. 2000

Die Schwierigkeiten mit dem gesellschaftlichen Fortschritt seit der ersten und zweiten Demokratisierung Deutschlands und hier besonders im Bildungswesen kommen in den Auszügen von Walter Fabians Beitrag für den Sammelband *Die zornigen alten Männer*, 1979, gut zum Ausdruck.<sup>11</sup> Die Auszüge sind ein bißchen lang, dafür umfassen sie inhaltlich die Weimarer Republik und die BRD bis Ende der 70er Jahre. Fabians politisches Gestaltungsverständnis mag sich nicht immer mit dem der Leser und auch nicht mit meinem decken. Darauf kommt es auch gar nicht an. Vielmehr ist wichtig zu erkennen, daß keine Idee der Gestaltung unserer Gesellschaft zum Zuge gekommen ist. Das, was in der BRD realisiert worden ist, ist von Fall zu Fall das Ergebnis einer Machtbalance zwischen den Parteien und Interessengruppen, aber nicht das Ergebnis eines eindeutigen vom Volk legitimierten Gestaltungswillens. Die Frage ist, ob das je anders sein kann. Von der Antwort hängt ab, ob die Demokratie nur eine Illusion ist.

<sup>11</sup> Text 19.1.1 unter [www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)



## Walter Fabian

„Versagen wir zum zweitenmal? Die Bildungsreform, zum Beispiel / Als Vorbemerkung ein Brief

Lieber Axel Eggebrecht,

als Sie neulich bei mir waren, sagte ich Ihnen, daß mir durch Ihre Einleitung zu diesem Band einige <Probleme> entstanden seien. Sie ermunterten mich eindringlich, das hier niederzuschreiben. Ich folge gern' diesem Rat.

Meine Schwierigkeiten ergeben sich daraus, daß Sie in Ihrem Text überwiegend per <wir> schreiben. Damit kann ja wohl nichts anderes gemeint sein als wir, die Mitarbeiter dieses Bandes. Offen gesagt, fühle ich mich dadurch etwas <vereinnahmt>, so nahe ich, wie Sie wissen, den meisten Ihrer Positionen stehe. Aber hier spricht doch jeder nur für sich selbst, allenfalls für einen kleinen Kreis persönlicher und politischer Freunde. Ich jedenfalls sehe mich zu keinem <wir> legitimiert.

Wo liegen unsere Differenzen? Sie schreiben wiederholt von den großen Erwartungen, die <wir> nach 1945 hatten:

<Wir durften auf eine gründliche Reinigung hoffen, auf einen neuen Beginn. Und der würde, so dachten wir, besser gelingen als nach 1918.> Nein, so dachte ich nicht. Ich bin sicher, daß meine Erinnerung mich heute, fast 34 Jahre später, nicht täuscht, wenn ich sage, daß ich von der ersten Stunde an von tiefer Skepsis erfüllt war und daß ich alles, was ich seitdem getan, geredet und geschrieben habe, <trotzdem> tat und weiterhin tun werde. Ähnlich war es mir schon in der Weimarer Republik ergangen - wenn auch nicht von der ersten Stunde an (ich war 1918/19 ein sechzehnjähriger Gymnasiast, der sich in der Friedensbewegung und in den Jugend- und Kulturorganisationen der Arbeiterbewegung engagierte), so doch spätestens im Jahre zwei der republikanischen Zeitrechnung. Was mich beim Zusammenbruch des wilhelminischen und des Dritten Reiches beseelte war etwas anderes: eine Erleichterung, eine ganz tiefe Erleichterung, daß das Morden ein Ende gefunden hatte. Im Vergleich dazu war meine Hoffnung auf den neuen Anfang verhältnismäßig schwach. Von <optimistischem Überschwang> war ich jedenfalls weit entfernt, und von <diesem unseren Staat> habe ich wohl nie <so viel erhofft>. Doch darauf werde ich noch zurückkommen.“ ... (S. 166)

... „Gewiß, ich weiß: <Bonn ist nicht Weimar.> Aber das war in erster Linie ein zugkräftiger Buchtitel (fast so gut wie einst Spenglers <Untergang des Abendlandes>), aber es bedarf doch einiger Einschränkungen. Davon wird noch zu sprechen sein. Vorerst sei nur versichert, daß ich mir der unterschiedlichen Voraussetzungen bewußt bleiben werde: die Geschichte wiederholt sich nicht wörtlich, sondern in Variationen. Aber aus ihr lernen kann und muß man trotzdem. Natürlich renne ich mit solchen Banalitäten die offenen Türen Ihrer Hamburger Wohnung ein. Ich will auch nur erklären, warum ich, von Ihrer Konzeption abweichend, vor allem die Wiederholung des traurigen Geschehens beklagen und die dafür Verantwortlichen anklagen muß.“

...

... „Doch halt, ich möchte noch rasch zwei Sätze von Andre Gide zitieren, die ich, in aller Unbescheidenheit, für uns, als Verpflichtung, in Anspruch nehme: <Ich weiß

und fühle, daß die Welt furchtbar ist; ich weiß aber auch, daß sie es nicht zu sein brauchte und daß sie das ist, was *wir* aus ihr machen... Jetzt kommen die Zeiten zurück, da als Verräter betrachtet wird, wer nicht nach Vorschrift denkt. Einige immerhin widerstehen noch...>. Vielleicht können die Aufsätze dieses Buches ein wenig dazu beitragen, das die <einigen> zu vielen werden?“ (S. 167)

„Im November 1918 vollendete sich der Zusammenbruch der deutschen Armee; zugleich endete das Regime der Hohenzollern. Der Krieg war aus. Das war viel und doch zu wenig. Die auslösende Kraft war eher eine Rebellion der bis zur Verzweiflung kriegsmüden Soldaten als eine Erhebung der nicht minder kriegsmüden Arbeiterbewegung - sie war gespalten und durch den Krieg schrecklich dezimiert. Und in ihrer großen Masse war die deutsche Bevölkerung viel, viel mehr erfüllt von Sehnsucht nach Frieden, Arbeit, Versorgung, Ruhe und Ordnung als von der Bereitschaft, die Chance zu einer Neuordnung der Gesellschaft zu ergreifen und dafür Kämpfe und Opfer auf sich zu nehmen. Dieser Stimmung, aber auch ihrer tiefen Abneigung gegen eine Revolution Rechnung tragend, entschieden sich die sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Führer und ihre Organisationen für den Weg der Reformen. Einige wurden verwirklicht, so das Frauenstimmrecht, die parlamentarische Demokratie, der Acht-Stunden-Tag. Aber bald waren die reaktionären und restaurativen Kräfte wieder stark und flexibel genug, fast jede Reform nach einem kurzen Anlauf zu stoppen oder sie ganz zu verhindern. So kann es nicht wundernehmen, daß die zweite deutsche Republik fast alle Aufgaben ungelöst vorfand, um die sich die reformwilligen Kräfte in den zwanziger Jahren vergeblich bemüht hatten: Schulreform, Hochschulreform, Gefängnisreform, Reform des Abtreibungsparagraphen und vieles andere mehr. Aus einer gründlichen Analyse der Gründe, die damals zum Mißerfolg führten, könnten wir viel lernen; aber sie würde den Raum dieses Essays sprengen - Essay im Sinne eines Versuchs der Annäherung an das Wesentliche. Das Wesentliche war: weder die Grundlagen noch die Institutionen der alten Gesellschaftsordnung wurden verändert. Es gab keine Aufteilung des ostelbischen Großgrundbesitzes, keine Sozialisierung, keine Entmachtung der Grundindustrien, keine planende Wirtschaftspolitik - keine Reform der Verwaltung, der Justiz, der Heeresstruktur, der Schule, der Hochschule ... <Der Kaiser ging - die Generäle blieben> hieß in den zwanziger Jahren ein zündender Romantitel; es blieben auch die alten Richter, die alten Staatsanwälte, die alten Ministerialdirektoren usw. Das ist bis tief in unsere zweite, heutige Republik so geblieben. Ich will es aus meinen Erfahrungen an einem Beispiel belegen. Als vor gut einem Jahrzehnt um die Notstandsgesetze gerungen wurde, schaltete sich auch der Deutsche Presserat ein, dem ich damals angehörte; seiner Bestimmung gemäß beschränkte er sich auf das Bemühen, jegliche Beeinträchtigung der Pressefreiheit aus den Entwürfen zu eliminieren. Der Verleger Focko Lüpsen und ich wurden beauftragt, für den Presserat die Verhandlungen mit der Ministerialbürokratie des Bonner Bundesinnenministeriums zu führen. In unzähligen Sitzungen suchten die Bonner Beamten immer neue Formulierungen, die schließlich alle vom Plenum des Presserats und dann, was ausschlaggebend war, auch von der Bundestagsfraktion der SPD verworfen wurden. Aber nicht wegen dieses bescheidenen Teilerfolgs erzähle ich dieses Detail, sondern weil mir diese Auseinandersetzungen mit diesen eigentlichen Herren des Bonner Innenministeriums zeigten, daß diese Männer - die zum großen Teil zwischendurch zumindest zwölf Jahre lang Parteigenossen der

NSDAP gewesen waren - mehr noch als alte Nazis überzeugte Verfechter des Obrigkeitsstaates geblieben waren: die Vorzensur sogar schon vor der Verhängung des Notstands wollten sie haben, weil sie die Bürger (lies: die Untertanen) vor Irrwegen ihres Denkens und Urteilens behüten mußten... So vererben sich die Sünden der Väter und Großväter über den Wandel der Regime hinweg.“ ... (S. 168 f.)

**„ <Der die Verwandlungen scheut  
mehr als das Unheil,  
was kann er tun  
wider das Unheil?>**

Eben: da man die Verwandlungen gescheut hatte, breitete sich das Unheil rasch aus: die Reichswehr als Staat im Staate samt der Schwarzen Reichswehr, die politischen Morde an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg bis hin zu Erzberger und Rathenau, die einäugige politische Justiz, die Mörder und Fememörder freisprach, aber zum Beispiel Carl von Ossietzky ins Gefängnis warf.“ ... (S. 170)

„Zum Beispiel: Die gescheiterte Schulreform

Um die Jahrhundertwende artikuliert sich das weitverbreitete Unbehagen über die deutsche Schule in vielen Ansätzen: vor allem Lehrer aller Schulstufen formulierten ihre Kritik - etwa an der künstlerischen Erziehung, am deutschen Aufsatz, am Sprachunterricht, am <Elend unserer Jugendliteratur>, an der sturen Lernschule usw. - und machten sehr konkrete Vorschläge, wie man dem abhelfen könnte; Stimmen aus dem Ausland - <Das Jahrhundert des Kindes> von der Schwedin Ellen Key und die Schriften der Italienerin Maria Montessori - verstärkten den vielstimmigen Chor der deutschen Reformpädagogik. An manchen Stellen schritten die Reformer zur Einrichtung von Versuchsschulen mit privaten Trägern: so gründeten Lietz, Wyneken und andere Landerziehungsheime, Geheeb die Odenwaldschule, Berthold Otto nun nicht mehr im ländlichen Abseits, sondern am Rande der Großstadt Berlin seine Berthold-Otto-Schule, etwas später Rudolf Steiner seine Waldorf-Schulen und Peter Petersen seine Jena-Plan-Schulen, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen.

Das war anregend für die pädagogische Diskussion, aber an dem Unterrichts- und Erziehungsstil der institutionalisierten, der real existierenden Schulen von der Volksschule bis zum Gymnasium änderte sich kaum etwas im wilhelminischen Deutschland. Und in der Weimarer Republik? Ja, da hatten wir wirklich die Hoffnungen, von denen Axel Eggebrecht in seinem Beitrag spricht. Da etwas Wesentliches zu verändern, das mußte doch möglich sein! Das dachten und forderten vor allem die <Entschieden Schulreformer>, eine kleine, aber dank dem Gedankenreichtum und der vitalen Dynamik ihres Gründers und Leiters Paul Oestreich in Publikationen und Veranstaltungen ungemein aktiven Organisation von Lehrern und anderen Schul-Interessierten; ich trat diesem Bund schon als Gymnasiast bei und bin ihm bis an den Rand des Dritten Reiches eng verbunden geblieben. Aber wir waren Rufer in der Wüste. Auch hier schien es, als ob der Kapp-Putsch noch einmal die Geister wachrüt-

teln könnte. Just in diesen Tagen fand einer der Kongresse des Bundes Entschiedener Schulreformer statt, auf dem Oestreich dem wohlmeinenden, aber zaghaften preußischen Kultusminister Konrad Haenisch die Worte <Konrad, werde hart!> entgegenschleuderte. Aber wenige Monate später zerstörte die Reichsschulkonferenz die Erwartungen, die viele in diesen ersten und einzigen Versuch einer neuen Reichsschulpolitik gesetzt hatten. Die Schulpolitik blieb Ländersache, und das war nicht zuletzt deshalb hinderlich, weil im weitaus größten und wichtigsten Land, in Preußen, die Sozialdemokraten mit der katholischen Zentrumspartei regieren mußten, was zu alles hemmenden Schulkompromissen führte.“ ... (171 ff.)

... „Damit waren, fünf Jahre nach der <Revolution>, alle Versuche einer Schulreform abgeblockt. Wir werden uns noch die Frage zu stellen haben, was von den Forderungen der ersten Republik in der zweiten verwirklicht wurde.

Und die Universitäten? Hier kann ich mich für die Weimarer Zeit sehr kurz fassen, denn ich glaube, nicht ungerecht zu sein, wenn ich festhalte, daß in der Weimarer Republik eine Hochschulreform nicht stattgefunden hat. Dabei wäre sie wahrlich dringend gewesen, denn die Universitäten, die die junge Republik übernahm, waren ein Hort der Reaktion. Das betraf den Lehrkörper wie die Studentenschaft. Dagegen geschah nichts, außer daß hier und da sozialdemokratische oder jüdische Gelehrte, die im wilhelminischen Deutschland generell von den Universitäten ferngehalten wurden, nun einen Lehrstuhl erhielten oder, in der Mehrzahl der wenigen <Fälle>, als Privatdozenten oder außerordentliche Professoren gerade noch zugelassen wurden. Am Geist und an der Struktur der Universitäten konnten diese Außenseiter natürlich nichts ändern. Ja, sie mußten noch froh sein, wenn sie von den Kollegen und von den reaktionären Studentenorganisationen geduldet wurden. Es ist viel zu wenig bekannt, daß der Exodus deutscher Wissenschaftler ins Ausland lange vor der Machtergreifung Hitlers, ja bereits in den ersten Jahren der Republik begann: Albert Einstein, Friedrich Wilhelm Foerster, Georg Friedrich Nicolai, E. J. Gumbel sind einige der Universitätslehrer, die wir sozialistischen Studenten - eine winzige Minderheit - damals mit Kummer und ohnmächtiger Empörung ins Exil getrieben sahen.

Bleibt hinzuzufügen, daß es an Vorschlägen und Plänen zur Hochschulreform nicht fehlte - wohl aber an den Kräften, ihre Notwendigkeit dem Bewußtsein größerer Bevölkerungsgruppen zu vermitteln und sie gegen die rasch wieder erstarkten restaurativen Kräfte und insbesondere gegen die <unentbehrliche> Zentrumspartei durchzusetzen.

Und wie ging es mit den Hochschulen nach 1945 weiter? Bis 1968, also während mehr als zwanzig Jahren, geschah sehr wenig; zu dem wenigen gehörte die langsame, noch heute in Teilen der Bundesrepublik nicht vollendete Integrierung der Lehrerbildung in die Universitäten. Auch die umfassendere Diskussion der Schul- und Hochschulprobleme, die in dem Alarmruf von der <Bildungskatastrophe> (Georg Picht) ihren deutlichsten Ausdruck fand, kann auf der positiven Seite verbucht werden. Aber eben: Alarmruf und Diskussion, keine Taten. Die progressiven Studentenorganisationen (die wesentlich stärker waren als in Weimar), vor allem der SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) der sechziger Jahre legten detaillierte, keineswegs revolutionäre Pläne zur Hochschulreform vor. Das blieb jedoch von der Öffentlichkeit unbeachtet, und nichts rührte sich. Anders wurde das erst, als die Studenten

und viele jüngere Hochschullehrer zu Demonstrationen auf die Straße gingen und dabei sogar manchmal den Rasen zertrampelten... Aber das Bündnis zwischen diesen Kräften und der größten Massenorganisation unseres Landes, den Gewerkschaften, das sich im Kampf gegen die Notstandsgesetze anzubahnen schien, kam nicht zustande - durch Fehler und Einsichtslosigkeit beider Seiten. Es blieb bei der Isolierung der <Intellektuellen>, die zu einem erheblichen Teil daran Schuld trägt, daß alle Ansätze zu einer Demokratisierung in der Geschichte der Deutschen immer wieder ins Nichts zerrannen. Nur örtlich haben sich Formen der Zusammenarbeit zwischen einigen Universitäten und Gewerkschaften und auch die Mitarbeit von Studenten herausgebildet. Aber das gehört schon zu den Veränderungen, die trotz allem das Jahr 1968 gebracht hat.“ ... (S. 174 ff.)

... „Einiges ist also geblieben aus jenem Jahr, das nicht nur in der Bundesrepublik, sondern in vielen Ländern (USA, Frankreich, Tschechoslowakei usw.) einen Frühling verhieß. Das meiste freilich ist in der Bildungslandschaft (und nicht nur in dieser) längst wieder in den Zustand der Erstarrung zurückgesunken.“ ... (S. 177)

... „Und wie wirksam wird diese widersinnige Auslese ergänzt durch die verheerenden Auswirkungen des Extremistenerlasses mit seiner Bespitzelung von Hunderttausenden junger Menschen und den Berufsverböten, von denen kürzlich ein besonders reaktionärer Politiker zynisch sagte: Wir haben ja ein solches Überangebot von jungen Akademikern, daß wir beruhigt auf diese Staatsfeinde verzichten können. Wen wundert's, daß es in vielen Seminaren fast schon wieder den <deutschen Blick> gibt, jenes ängstliche Umherschauen, ob nicht einer für den Verfassungsschutz mitschreibt, und daß so mancher Doktorand den Lehrer, zu dem er noch Vertrauen hat, fragt, ob er sich nicht vielleicht mit der in Aussicht genommenen Dissertation seine Zukunft ruinieren würde? Und daß, ich gestehe es freimütig, der Hochschullehrer sich manchmal verpflichtet fühlt, ihm wenigstens eine andere Formulierung seines Themas anzuraten... Und wie viele Studenten, auf Zeit angestellte wissenschaftliche Mitarbeiter, aber auch bis an ihr Lebensende gesicherte Hochschullehrer zögern, eine Solidaritätsadresse für einen bedrohten Kollegen oder einen Protestaufruf gegen einen als sinnwidrig erkannten Ukas der Ministerial- oder Hochschulbürokratie oder für eine fortschrittliche Forderung zu unterschreiben... Ja, man muß sich fast wundern, daß sich unter so viel Druck und Bedrohung doch noch Reste von Mut und Solidarität erhalten haben.“ ... (S. 178)

... „Ungeduld ist ein Charakteristikum der Deutschen gegenüber allen Versuchen im Bildungsbereich; was nicht gleich nach Wunsch funktioniert, wird abgebrochen und energisch zurückgeschraubt. Dabei ist es eine Grundregel für alle Versuche mit neuen Formen und neuen Inhalten auf dem Gebiet der Schul- und Hochschulreform, daß man ihnen Zeit lassen muß und daß sie nicht in einem so engen Rahmen stattfinden dürfen, daß sie von vornherein isoliert sind und gar keine gültigen Ergebnisse hervorbringen können. Auch das hätte man schon in der Weimarer Zeit lernen können; zum Beispiel an dem vom preußischen Kultusministerium mit Fanfarenstößen angekündigten, aber völlig isolierten und dann nach kurzer Zeit als <gescheitert> abgebrochenen Versuch, die ehemalige Kadettenanstalt in Berlin-Lichterfelde in eine Versuchsschule nach reformpädagogischen Prinzipien umzuwandeln.“ ... (S. 178)

... „Längst ausgewirkt mindestens auf die Oberstufen unserer Schulen hat sich die

Art, wie durch den <Numerus Clausus> der Zugang zu den Hochschulen verengt respektive versperrt wird. Abgestellt auf einen starren und sturen Notendurchschnitt muß der <Numerus clausus> alle Ansätze einer fortschrittlichen, freiheitlichen und kooperativen Erziehung und Bildung zerstören - und das ist nicht mehr nur eine Befürchtung, sondern auf breiter Basis traurige Wirklichkeit. Alles, was aus der Reformpädagogik des ersten Drittel unseres Jahrhunderts nun doch, wenn auch meist in verdünnter Form und um das <Eigentliche> gebrachte Form in unser allgemeines Schulwesen gesickert war, ist längst wieder in Frage gestellt oder bereits verschwunden angesichts des enormen Leistungsdrucks, der den einzelnen Schüler ganz auf sich zurückweist und alle Ansätze eines Lernens und Arbeitens im Team und in Gruppen zerstört.“ ... (S. 181)

... „Aber selbst als Versuche akzeptiert das durch die CDU/ CSU und durch reaktionäre Elternverbände und Lehrer Standesorganisationen repräsentierte und zum Widerstand gegen alle Veränderungen aufgerufene deutsche Bürgertum die Gesamtschulen ebensowenig wie ihre sehr abgemilderte Form einer co-op-Schule, wie sie von der sozial-liberalen Koalition in Nordrhein-Westfalen als notwendiges Korrelat der veränderten Kommunalstruktur angekündigt wurde. Gegen sie wurde ein mit schamloser Demagogie durchgeführtes <Volksbegehren> mit Erfolg durchgepeitscht. Hier, wie gegenüber vielen anderen Reformvorhaben, wird dann das hochstilisierte und verabsolutierte Elternrecht über alle anderen Rechte erhoben - über die Rechte des Kindes wie über die Rechte der Gesellschaft. Bis hin zur Prügelstrafe und zur Kindesmißhandlung werden, wie jüngste Debatten und Sendungen unserer Massenmedien gerade wieder deutlich gemacht haben, mit flammendem Schwert die Rechte der Eltern gegenüber allen <Eingriffen> staatlicher Organe, und seien es Sozialfürsorge oder Familiengerichte, wutentbrannt verteidigt. <Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider! nie die Frage>, könnten die Kinder sagen, wenn sie Goethes <Faust> schon gelesen hätten.

Dieselben restaurativen Kräfte greifen auch in den Unterricht hemmend und störend ein, sobald er etwas realitätsnäher mit dem Ziel, unsere Gesellschaft für die Schüler transparenter zu machen, erteilt wird. Und unsere Schulbücher? Nur ein Beispiel: Der mächtige Bertelsmann-Konzern, der sich vor acht Jahren einen <Pro-Schule-Verlag> angegliedert und ein etwas fortschrittlicheres Lesebuch unter dem Titel <Drucksachen> herausgegeben hat, kapitulierte Ende 1978 vor den Schwierigkeiten, die ihm die CDU/ CSU-regierten Länder bereiteten und zog sich vom Schulbuchmarkt zurück. In einer internen Studie des Konzerns heißt es dazu diplomatisch, aber deutlich: <Die Erschwernisse bei der Schulbuchproduktion und die Undurchsichtigkeit bei der Genehmigung von Schulbüchern geben zu der Frage Anlaß, ob nicht der staatlicherseits erhobene Anspruch einer Überprüfung der Gesetzes- und Verfassungskonformität zum Schutz vor einseitigen weltanschaulichen und politischen Einflüssen vielfach zu gegenteiligen Zwecken mißbraucht wird und als Vorwand für die Durchsetzung parteipolitischer Interessen und weltanschaulich-tendenziöser Ziele dient.>

<Man kapituliert schlicht>, fügte der *Kölner Stadt-Anzeiger* hinzu, <vor einer Situation, die Innovationen im Schulbereich äußerst schwierig macht.> Einmal mehr: nur keine Veränderungen, die auch nur ein wenig in Neuland führen

könnten!“ ...(S. 182 f.)

„Bis 1933 waren die deutschen Volkshochschulen meist Gründungen einzelner oder kleiner Gruppen liberaler Bürger, die dann meist auch die ehrenamtliche Leitung übernahmen. Hauptamtliche und auf diesen Beruf spezifisch vorgebildete Erwachsenenbilder gab es nur in seltenen Ausnahmefällen; ebenso selten gelang es den Volkshochschulen, Menschen der <Grundschicht> als Hörer zu gewinnen. Die von den damaligen Volkshochschulen vermittelte Bildung war weitgehend schöngeistig-künstlerisch, später in der Weimarer Republik auch staatsbürgerlich-historisch, gelegentlich berufsfördernd oder zur besseren Nutzung der wachsenden Freizeit bestimmt. Ganz allgemein war man stolz darauf, daß die freiwillig besuchte Volkshochschule weder Zeugnisse noch gar <Berechtigungen> verlieh. Bildung um der Bildung willen.

1945 wurden die Volkshochschulen von denen wieder eröffnet, die 1933 die Tore hatten schließen müssen; es waren also ältere oder alte Männer, viele im Ruhestand, die in Stoffwahl und Methodik dort wieder anknüpften, wo sie 1933 zwangsweise aufgehört hatten. Hinzufügen mußte man vielerorts Fächer, für die es in der Nachkriegszeit oft keine Lehrstätten gab: Stenografie, Schreibmaschine, Schneiderkurse und andere mehr. Und dann galt es, einen großen Nachholbedarf auf den Gebieten der zeitgenössischen Literatur, Musik und bildenden Kunst zu befriedigen: viele hatten das Bedürfnis, den Anschluß an das wiederzufinden, was sich in den tausend Jahren außerhalb des Dritten Reiches entwickelt hatte. Dabei fanden die Volkshochschulen viel Hilfe bei den rasch errichteten Bildungsstätten der Besatzungsmächte. Die Gerechtigkeit gebietet es, daran zu erinnern, weil bei uns alles unter die geschmähte und verachtete <Reeducation> eingeordnet wurde, an der das Wort schlechter war als Inhalt und Methode. Dieses Kapitel endete freilich schon um 1954, als Referentenlisten und Bibliotheken der Amerikahäuser von McCarthys Abgesandten gesäubert wurden und den Engländern und Franzosen das Geld für ihre Institute ausging, mit wenigen verbleibenden Ausnahmen.

Inzwischen wuchsen die Aufgaben und Ausgaben der Volkshochschulen rapide, insbesondere dadurch, daß sie vor rund zwanzig Jahren besondere Lehrgänge für viele Tausende einrichteten, die versäumte Schulabschlüsse, vor allem den Hauptschulabschluß, nachholen wollten. Die Volkshochschulen übernahmen hier als Lückenbüsser Verpflichtungen, die eigentlich den <normalen> Schulen obgelegen hätten. Überdies schwoll die Gesamtzahl der Hörer, deren damals noch minimale Beiträge ja nur einen Bruchteil der Kosten deckten, von Jahr zu Jahr an. Gleichzeitig stand die Volkshochschule auch vor einem Problem, das viele ihrer Leiter und Lehrer als wesensfremd nicht akzeptieren wollten; immer mehr Besucher drängten auf Bescheinigungen über ihre Teilnahme -; das Zertifikat, zunächst für einzelne Sprachen, inzwischen für immer mehr Fächer, war geboren und die zumindest partielle Verschulung der Volkshochschule war nicht mehr aufzuhalten. Die Zeiten, in denen ein hessischer Kultusminister auf einem Deutschen Volkshochschultag die Volkshochschulen nicht zuletzt deshalb rühmte, weil man auf diesem Felde leichter als in der Schule mit neuen Methoden experimentieren könne, wurden im Laufe der sechziger Jahre weitgehend zur rosigen Erinnerung.

Noch schwerer wog, daß die Volkshochschulen die ihnen zugewachsenen Aufgaben

nicht mehr aus eigener Kraft lösen konnten. Zwar hatten sie sich schon Anfang der fünfziger Jahre zu Landesverbänden zusammengeschlossen und diese in einer Dachorganisation verbunden; aber das waren Einrichtungen zu pädagogischem Erfahrungsaustausch, zu pädagogischer Weiterbildung und zu gemeinsamer Öffentlichkeitsarbeit. Jede Volkshochschule blieb autonom; ihre Träger waren meist <eingetragene Vereine>, denen ein beratender Beirat aus Persönlichkeiten der örtlich relevanten gesellschaftlichen Gruppen zur Seite stand; in die Programmgestaltung griffen diese Beiräte nur selten ein.

In den letzten zwanzig Jahren aber wurden die Volkshochschulen - zunächst in einzelnen Bundesländern, in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren im ganzen Bundesgebiet - von regelmäßiger, in Gesetzen geregelter Finanzhilfe des Staates abhängig. Das führte natürlich zu Auflagen, die aber zunächst meist Anforderungen an Qualifikationen der Mitarbeiter und an längerfristige Programme (Kurse und Arbeitsgemeinschaften statt Einzelvorträgen) waren; das konnte man als berechtigt akzeptieren, zumal es die Freiheit des Lehrbetriebs nicht ernstlich gefährden mußte.

Eine entscheidende Wende brachte erst die Kommunalisierung der Volkshochschulen, durch die der freie Spielraum in der Auswahl der Referenten und der Themen vielerorts wesentlich eingeengt wurde. Denn nun untersteht die pädagogische Leitung nicht mehr einem Gremium, in dem und mit dem man in den allermeisten Fällen sachbezogen diskutieren und danach relativ frei entscheiden konnte, sondern die kommunale Volkshochschule kam in die direkte Abhängigkeit der politisch gewählten kommunalen Körperschaften. Das mindeste, was dazu zu sagen ist, ist die Unsicherheit, die dadurch nach jeder Neuwahl der Gemeinde und Stadtparlamente (auch der Kreistage für die Kreisvolkshochschulen) und dem damit oft verbundenen Wechsel der zuständigen Dezernenten entstand. Dabei bedurfte es gar nicht unbedingt einer <Ablösung> sozialdemokratischer oder sozial-liberaler Mehrheiten durch CDU/CSU- Mehrheiten, wie sie sich in den letzten Jahren in so vielen westdeutschen Städten und Gemeinden vollzogen hat. Oft genug paßten sich auch <linke> Mehrheiten schon im voraus dem möglichen parteipolitischen <Machtwechsel> an, oft unter dem Druck der Hetze, die in der örtlichen Zeitung, die ja meist Monopolcharakter hatte, gegen Volkshochschulleiter entfesselt wurde, die vor allem auf dem Gebiet der politischen Bildung (Auseinandersetzung mit Drittem Reich und Neonazismus) noch etwas unternahmen. So kann man in vielen Orten nicht mehr sagen, daß Artikel 5 Absatz 3 des Grundgesetzes (Freiheit der Lehre) auch für die Volkshochschule gilt.

Wie zum Hohn hat sich auch das Linsengericht der staatlichen Finanzierung, für das man, unter Druck, sein <Erstgeburtsrecht> verkauft hatte, als gar nicht so reichhaltig erwiesen, wie man das erhofft hatte. Dafür gibt es zwei Gründe: einmal drängten sich in den einzelnen Ländern neben der Volkshochschule zehn und mehr andere Erwachsenenbildungsorganisationen zur Kasse, und zum anderen war diese Kasse bei weitem nicht so gut gefüllt, wie man das in den Jahren der Hochkonjunktur und angesichts der ersten Versprechungen der sozial-liberalen Koalition erhofft hatte. Diese Verknappung der Mittel, die den Volkshochschulen zukommen sollten, hatte vor allem die Folge, daß die angestrebte Professionalisierung der Erwachsenenbildung, das heißt die erhebliche Verstärkung der Zahl der hauptamtlichen für diesen Beruf ausgebildeten Kräfte nicht annähernd in dem versprochenen Ausmaß und Tempo



vorankam. 1969 hatte zwar die Kultusministerkonferenz die Einrichtung von universitären Lehrgängen für Diplompädagogen mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung und außerschulische Jugendarbeit beschlossen und damit die Universitäten organisch mit der außeruniversitären Erwachsenenbildung verknüpft - aber als 1973, 1974 und in den folgenden Jahren diese Gruppe von Studierenden diese Diplome erworben hatte, gab und gibt es für sie nur wenige entsprechende Stellen, etwa als pädagogische Mitarbeiter oder Abteilungsleiter an den finanziell stagnierenden oder sogar schrumpfenden Volkshochschulen. Ein qualitatives Absinken der Erwachsenenbildungsarbeit ist vielerorts zu erwarten. - So überwiegen auch für die pädagogische Arbeit extra muros unsere Sorgen und Befürchtungen bei weitem die Hoffnungen, die wir in der Weimarer Republik und dann wieder seit 1945 gehegt hatten.“...  
(S191 f.)

„Ich habe die Bildungspolitik herausgegriffen, als Beispiel. Aber nun muß ich sie wieder einordnen in die anderen restaurativen Tendenzen, die unsere Republik bedrohen:

Bundestag und Bundesverfassungsgericht maßen sich Kompetenzen an, die in der Konzeption des Grundgesetzes nicht vorgesehen waren.

Artikel 38 unseres Grundgesetzes ist längst zur Farce geworden: Abgeordnete, die - abweichend von der Mehrheit ihrer Fraktionen - ihrem Gewissen folgen wollen, werden unter einen erpresserischen Druck versetzt, der ihnen das Rückgrat brechen muß.

Entscheidungen, etwa zur Kernenergie, die das Schicksal vieler Generationen bestimmen können, werden nicht nach Sachkompetenz, sondern nach kurzfristigen koalitions- oder oppositionspolitischen Gesichtspunkten getroffen.

Unser Wirtschaftssystem vermag die für Millionen lebenswichtigen Probleme (Arbeit für alle und Humanisierung des Arbeitsplatzes sowie eine gerechtere Verteilung der Einkommen) eindeutig nicht zu lösen, aber seine Veränderung ist tabu; verdächtigt und diffamiert wird, wer dafür eintritt, die Notwendigkeit von Veränderungen auch nur zu erwägen.

Auch das sind nur Beispiele.

Und die Gegenkräfte? Haben wir berechtigtere Hoffnung als 1932/33, daß die nicht-restaurativen Parteien und die Gewerkschaften diesmal das Schlimmste verhüten werden?

Gründe genug also zum <heiligen Zorn>. Aber auch Verpflichtung genug, trotzdem der Sache treu zu bleiben, der <wir zornigen alten Männer> uns in unserer Jugend verschworen haben. Immerhin: wir sind nicht allein, und unsere Sorgen teilen auch viele, die heute jung sind.“ (S. 192)

Fabian: Ende

## 5. Physik ist nicht alles ... / Heft 378

Der Beitrag von Daniel Günther hat mein Herz erwärmt. Meine Enkel (acht habe ich bisher) sind erst in einem Jahrzehnt so weit, daß ich mir von ihnen einen solchen Beitrag wünschen kann, aber einer meiner Söhne oder Töchter (in der Summe sieben) könnten mir doch etwas Ähnliches vorlegen. Der zweitjüngste Sohn studiert Biochemie und ich frag mich immer, wo bleibt das Philosophische?<sup>12</sup>

Daniel Günther hat jedenfalls eine gute Gesprächsvorlage geliefert und ich hoffe die alten Herrschaften gehen gebührend auf ihn ein. Ich will hier nur ein paar Anmerkungen zum Stichwort Kapitalismus machen.

Wenn ich das richtig mitbekommen habe, kann sich heute kein Studienanfänger sicher sein, was ihn erwartet, wenn er sich für eine Fachwissenschaft entschieden hat, es sei denn, er hat sich vorher intensiv mit den Forschungsschwerpunkten und den Neigungen des Lehrkörpers der betreffenden Fakultät und Universität befaßt. In der Wirtschaftswissenschaft ist das wohl besonders markant. Die Abweichungen reichen hier bis zum gegenseitigen Ausschluß der Aussagen. Daniel Günther zitiert im Abschnitt *Kapitalismuskritik* das vorangehende Heft des GadF:

„Der Kapitalismus schafft doch erst die Möglichkeit der freien wirtschaftlichen Entwicklung. Was gibt es denn da zu kritisieren?“

Die Mehrheit des Lehrkörpers aller Hochschulen, die Volkswirtschaftslehre (VWL) unterrichten, würde den Satz vermutlich unterstreichen. Dieser Satz ist aber falsch und nicht nur aus marxistischer Sicht. Ich hoffe, mir gelingt es, meine Aussage verständlich zu begründen.

Ich habe die Aussage eines Bundesverfassungsrichters – er war wohl Ernst Benda – in Erinnerung, der in einer Tagung in der Ev. Akademie Loccum sagte, daß das Grundgesetz keine bestimmte Wirtschaftsordnung vorsehe. Das ist dem Text des GG nach richtig, inhaltlich aber falsch. Seit Walter Eucken wissen wir genauer, daß es nur zwei reine Formen der Wirtschaftsordnungen gibt. Das ist auf der einen Seite die Markt- oder Verkehrswirtschaft und auf der anderen Seite die Zentralverwaltungswirtschaft oder Kommandowirtschaft. Die wesentlichen Normen des Grundrechtekataloges können aber in der Zentralverwaltungswirtschaft nicht eingehalten werden, daher ist nur die Marktwirtschaft mit dem Grundgesetz – sofern man bereit

---

<sup>12</sup> Wenn meine Frau diesen Satz liest, wird sie mir bestimmt sagen: „Du hörst Deinen Kindern nicht richtig zu, sonst würdest Du solchen Unsinn nicht schreiben.“

ist, ihm noch Gültigkeit einzuräumen – in Übereinstimmung zu bringen. Das, was dem Kapitalismus in dem obigen Zitat unterstellt wird, ist eine Fähigkeit der Marktwirtschaft. Frage: Sind denn die Worte Kapitalismus und Marktwirtschaft nicht Synonyme? Nein! Aber dadurch, daß sie als Synonyme verwendet werden, ist die große Verwirrung entstanden und dadurch ist es so schwer geworden, ökonomische Aufklärung zu betreiben. Heute ist viel vom Neoliberalismus die Rede. Um weitere Verwirrung zu vermeiden, müßten wir eigentlich sagen Neoliberalismus zweiter Prägung. Denn der Begriff Neoliberalismus erster Prägung meinte damit ein gestaltetes Ordnungsprinzip, deshalb nannten sich ein Teil dieser Ökonomen aus der Anfangszeit der BRD auch Ordoliberalen. Eucken gehörte dazu und er war der Meinung, daß - von damals ausgesehen – künftig auf das Wort Kapitalismus verzichtet werden könnte. Ich vermute, er machte diese Aussage in der Annahme, daß seine Ordnungsinstrumente den Kapitalismus verhindern würden. Die Bündnispartner der Ordoliberalen in der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft, die Freiwirte – die die von Silvio Gesell begründete Ökonomieschule vertraten – waren anderer Meinung und schlugen deshalb andere Instrumente vor, um den Kapitalismus zu überwinden. Zum Ausdruck kommt hiermit, daß es eine Vorstellung von Marktwirtschaft gibt, die ohne Kapitalismus auskommt. Wenn nun eine Sache ohne die andere Sache auskommt, dann können beide nicht identisch sein, dann haben beide Namen auch jeweils einen eigenen Begriff (Inhalt). Und so ist es in der Tat. Die Marktwirtschaft ist ein Ordnungsprinzip zur ökonomischen Koordination von Einzelplänen und Kooperation unterschiedlicher Individuen und Gruppen, das ohne zentrale Planung auskommt. Daß dieses Ordnungsprinzip handfest Beigaben hat, wie Wettbewerb, freie Preise, Vertragsrecht, Eigentumsrecht und eine funktionsfähige Währung, brauchen wir hier nicht zu erörtern, weil wir ja auf die Unterscheidung zum Kapitalismus hinaus wollen. Der Kapitalismus ist in der Tat kein Ordnungsprinzip – er kommt in anderer Ausgestaltung auch in der Zentralverwaltungswirtschaft vor -, sondern ein Überlagerungsprinzip. Während die Marktwirtschaft nur in Ausnahmefällen und vorübergehend ein arbeitsloses Einkommen ermöglicht, ist der Kapitalismus dadurch definiert, daß er prinzipiell Einkommen von der Arbeit auf das Kapital überträgt und das Gedeihen der Marktwirtschaft von dieser Übertragung abhängig macht. Die Instrumente des Kapitalismus sind künstliche und natürliche Monopole, im wesentlichen ein Geld, das nicht tauschneutral ist und ein Bodenrecht, das die unvermeidbare Bodenrente nicht auf alle Menschen verteilt, sondern auf wenige privilegierte. Das bisher gesagte, muß man nicht einfach glauben, sondern kann es mit dem eigenen Denkapparat überprüfen. Ist nun die Gier der Motor des Kapitalismus? Nein! Die Gier gekoppelt an der menschlichen Leistung erschöpft sich mit der Ermüdung. Die Gier wird immer dann problematisch, wenn zu

ihrer Befriedigung Werkzeuge eingesetzt werden können. Die Werkzeuge können sein: ein Privileg, eine Macht (die nicht auf ökonomische Leistungsfähigkeit beruht) oder ein Prinzip in Form einer institutionellen Fehlkonstruktion, das in seiner Wirkung nur von wenigen erkannt wird oder genutzt werden kann und unbewußt oder bewußt zum eignen Vorteil eingesetzt wird.

Wenn in der Marktwirtschaft immer ein Leistungsaustausch besorgt wird<sup>13</sup>, so kassiert der Kapitalismus wie ein Raubritter, ohne selbst eine Gegenleistung zu erbringen.

Es ist aber eigentlich nicht die Gier, die die Erpressung verursacht, sondern ein Vorteil des Geldes gegenüber der Ware. Wer mit der Ware zum Markt geht, muß sich um den Absatz sorgen, denn die Ware wieder mit nach Hause zu nehmen, bedeutet einen mehr oder weniger großen Verlust. Derjenige, der mit Geld zum Markt geht, kann – wenn er seine Grundbedürfnisse, wie z. B. Hunger, gestillt hat – mit dem Geld ohne Verlust nach Hause gehen. Das ist ein Vorteil des Geldes, den sich der Inhaber von Geld, wenn er sich zum Kauf entschließt oder anderen Geld leiht (eigentlich: vermietet), bezahlen läßt. Den Preis für die Geldvermietung nennen wir Zins. Dieser Zins wirkt beim Start einer Volkswirtschaft (in der Regel nach einem Zusammenbruch) wie eine sanfte Peitsche und entwickelt sich mit dem altern dieser Volkswirtschaft zu gesellschaftlichem Dynamit, weil eine andauernde Konjunktur auf den Kapitalertrag drückt, das Geld sich dann nicht mehr zur Verfügung stellt und so eine Krise auslöst, zu deren Überwindung zu kriegerischen Mitteln gegriffen wird. Man kann daher berechtigt sagen: Der Kapitalismus ist nur dann überlebensfähig, wenn er das von Zeit zu Zeit zerstört, was den Kapitalertrag in den Keller drückt, das sind die realen Güter. Oder anders ausgedrückt: Unter kapitalistischen Bedingungen kann die Arbeit nie zu ihrem vollen Ertrag kommen. (Und das ist das eigentliche sozialistische Ziel, nicht die Verstaatlichung und nicht die Kommandowirtschaft.) Ich will hier ja nicht die ganze Geschichte erzählen, die ein Student der Ökonomie normalerweise nicht zu hören bekommt, sondern ich will nur ein wenig neugierig machen. Als Einstieg in das Thema kann man auch zu der inzwischen reichlich vorhandenen Literatur greifen, z. B. Zu „Das Geld-Syndrom – Wege zu einer krisenfreien Wirtschaftsordnung“ von Helmut Creutz.

Die Frage, die Daniel Günther stellt, ob der Kapitalismus vernünftig ist, kann nicht beantwortet werden und muß daher umformuliert werden. Der Kapitalismus hat seine Systemlogik,

<sup>13</sup> Wobei der Tauschende immer die Leistung des anderen, die er haben oder in Anspruch nehmen will, höher schätzen muß, als diejenige, die er selber abgeben, selber erbringen kann. Denn würde er seine eigene Leistung, sein eigenes Gut höher schätzen, als die bzw. das des Fremden, dann käme kein Tausch zustande.

diese Systemlogik hilft der Rakete, „wirtschaftliche Entwicklung“, sich vom Boden abzuheben und sprengt die Rakete aufgrund der gleichen Logik auf ihrer Flugbahn in die Luft. Nur der Zeitpunkt der Explosion ist nicht genau vorher berechenbar. Es ist also unvernünftig, an einem System festzuhalten, das sich selbst und seine Anwender in die Luft sprengt, um sich dadurch zu generieren. Es ist also nicht die Gier, die das Wirtschaften so problematisch und ungemütlich macht. Es ist das Rentabilitätsdiktat des Kapitalismus, das den Bescheidenen in den Konkurs treibt. Im Kapitalismus ist die Zeit – als Faktor des Zinses - Geld, da aber nach christlichem Verständnis Gott das alleinige Verfügungsrecht über die Zeit hat, ist der Kapitalismus auch eine antichristliche Angelegenheit. Zum anderen ist der Kapitalismus auch ein Feind der Kultur, weil die Kultur Muße braucht. Muße ist aber eine Zeit ohne Erwerbs- oder Vorsorgedruck. Leistung ohne Zinsertrag ist aus Hingabe an einem Werk, aus Nächstenliebe oder auch aufgrund eines marktwirtschaftlichen Tausches möglich, nicht aber unter dem Diktat des Kapitalismus. Was keinen Zins abwirft, wird nicht angefaßt. Die Sponsoren, die es gibt, sind eher ein Beweis für als gegen meine Aussage, denn in der Regel kommen die größten Beträge aus Kapitalerträgen. Die Kapitalerträge schmälern aber die Arbeitseinkommen. Dadurch werden die Arbeitenden gehindert, entsprechend ihrem ungeschmälerten Arbeitsertrag und ihren Bedürfnissen Nachfrage nach Kultur- und Bildungsgüter zu halten. Die Anbieter solcher Güter und Leistungen müssen deshalb nach staatlichen oder privaten Sponsoren gieren, die sich letztlich nur aus dem Arbeitsertrag finanzieren können. Der Staat macht das mit dem Instrument „Gesetz“ und der Private mit Hilfe einer Fehlkonstruktion, dem heutigen Geld.

Ich habe nun überlegt, wie man das Verhältnis von Marktwirtschaft zu Kapitalismus mit einem Bild beschreiben kann. Mir ist ein eisernes Werkstück eingefallen – egal ob es ein Gartentor, eine Wasserpumpe oder eine Maschine ist. Dieses Werkstück wurde feuerverzinkt. Wenn wir den Gegenstand betrachten, betrachten wir es als eine Einheit. Wir sehen nicht das eiserne Werkstück und die Zinkhaut (die können wir uns gar nicht ohne das Werkstück vorstellen). Die Zinkhaut schmiegt so an das Werkstück, daß wir es nicht mehr als etwas Getrenntes wahrnehmen. Wir wissen, daß das Tragende, das Funktionierende aus Eisen ist, wir sehen aber Zink. Damit wir nicht unser Wissen um das Eisen verleugnen müssen, behelfen wir uns damit, daß wir sagen: Es ist verzinkt. Bei dem Verhältnis von Marktwirtschaft zum Kapitalismus ist es ähnlich. Und darum sprechen jene Menschen, die sich der Sache bewußt sind, auch von kapitalistischer Marktwirtschaft und das ist kein Pleonasmus wie weißer Schimmel, sondern hat eher die Bedeutung von deformierter oder veränderter Marktwirt-

schaft. Ist es bei der Zinkhaut für das Eisen eindeutig so, daß der Zink das Eisen schützt, so hat der Kapitalismus als Haut der Marktwirtschaft eher die Wirkung einer Plastikfolie, die einen Apfel luftdicht umschließt. Am Anfang bremst sie den Verfall des Apfels, um nach einiger Zeit diesen zu beschleunigen. Es ist also keine gute Idee, die Marktwirtschaft mit dem Kapitalismus schützen zu wollen. (Die Sache mit dem Apfel habe ich von allgemeinen Beobachtungen von Obst und Gemüse mit Plastikverpackungen abgeleitet und nicht speziell überprüft.)

An dieser Stelle mußte ich mein Schreiben unterbrechen. Vorhin auf dem Weg von Hannover zum Steinhuder Meer sah ich in einem Baum einen starken Mistelbewuchs. Dabei überlegte ich, ob das Verhältnis von Mistel zum Baum eine Symbiose oder ein schmarotzerhaftes (parasitäres) Verhältnis ist. Dann war die Überlegung, ob mit diesen Begriffen das Verhältnis von Kapitalismus zur Marktwirtschaft ausgedrückt werden kann. Der digitale Brockhaus sagt mir, daß die Mistel ein Halbparasit ist und ich sage, daß der Kapitalismus ein Vollparasit ist. Ob meine Aussage mehr ist als eine These, kann jeder der will, überprüfen.

Nun will ich auf die Fragen von Daniel Günther eingehen, ob der Ehrgeiz und das Streben nach Geld eine Untugend ist. Ich zitiere seine Textpassage im Wortlaut:

Aber was ist dann mit dem Ehrgeiz? Ist er jetzt auf einmal eine Untugend?  
Ich würde mich als ehrgeizigen Menschen beschreiben. Ich wohne in einem  
12 Quadratmeter großen Zimmer in einem hässlichen Wohnturm eines  
Studentenheims und arbeite hart dafür, dass ich aus diesen Umständen möglichst  
bald herauskomme.

Geld alleine macht nicht glücklich, sagt man. Kein Geld macht aber bestimmt auch  
nicht glücklich, halte ich dem entgegen, und gebe ganz ehrlich zu, dass es mir  
wichtig ist, später einmal so gut zu verdienen, dass ich mir um meine Finanzen  
keine Sorgen machen muss und mir auch ein paar Annehmlichkeiten leisten kann.

Von einer Minderheit von verblichenen und lebenden Menschen, die versuchten bzw. versuchen denkend und beobachtend die Zeitläufe zu verstehen, wird gesagt, daß das Ökonomische und hier das Monetäre die Geschichte mehr beeinflusst hat, als die Dynastien und die Regierungssysteme. Soweit meine Erkenntnis- und Urteilsfähigkeit reicht, neige ich dazu, dieser Aussage zuzustimmen. Bücher, die mir dazu spontan einfallen sind: „Kauf dir einen Kaiser – Die Geschichte der Fugger“ von Günter Ogger; „Das Geld in der Geschichte“ von Karl Walker und „Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens“ von Hans Weitkamp. Aber

auch die jüngste Geschichte, die beiden Weltkriege, die Spaltung der Welt in kapitalistisch und kommunistisch (Die immer noch nicht ganz aufgehoben ist.) und die Judenvernichtung im vorigen Jahrhundert sind ohne Einblick in die ökonomischen Wirkungszusammenhänge nicht verständlich. Hätte es Revolutionen in Rußland gegeben, wenn die Menschen in zufriedenstellenden wirtschaftlichen Verhältnissen gelebt hätten? Wäre es den Nationalsozialisten gelungen, den Deutschen einzureden, daß die Juden das Übel in der Welt sind, wenn die gesellschaftlichen Schichtungen, die sozialen Strukturen und das Wertgefüge nicht vorher durch die Inflation und Deflation zerstört worden wären? („Inflation und Deflation zerstören die Demokratie“, Gerhard Ziemer) Ich hole bewußt weit aus, weil die wesentlichen Ursachen in dem Gesellschaften zerstörenden Geschehen wenig zu tun haben mit persönlichen Eigenschaften wie Ehrgeiz und Gier nach Geld, sondern mehr mit institutionellen Fehlkonstruktionen.

Sicher, der Charakter des Menschen ist formbar. Eltern, Pädagogen, Therapeuten, Ethiker und Moralapostel bemühen sich darum, das zu prägen, was prägbar ist. Diese Bemühungen sind ja auch berechtigt, weil es ja nicht egal ist, wie sich die Charaktereigenschaften der Menschen ausprägen. Aber die Vorstellung von der Tabula rasa, der unbeschriebenen Tafel bei der Geburt eines Menschen, wird wohl nur noch selten vertreten. Ich denke, die Vorstellung von der Tabula rasa bei dem gerade geborenen Menschen widerspricht sowohl der Schöpfungs idee durch einen Gott wie auch der Vorstellung der evolutionären Entwicklung des Menschen. Wenn wir von dem Schöpfungsgott ausgehen, dann ist es doch eine Gotteslästerung, wenn wir Menschen uns das Recht anmaßen, Gottes Geschöpfe neu schöpfen zu können. Auch wenn wir Gottesvorstellungen in den Bereich der Märchen ansiedeln: die Evolutionstheorie geht doch davon aus, daß die Arten und ihre Eigenschaften sich in einer uns unvorstellbaren Zahl von Versuchen herausgebildet haben. Der verstorbene Astrophysiker Peter Kafka spricht von einem Abtasten der Möglichkeiten, wo zu es der Vielfalt und Gemächlichkeit bedürfe, damit das Untaugliche vom Schöpfungsprozeß aussortiert werden könne, ohne daß dieser selber gefährdet wird.<sup>14</sup> Es wäre nun doch völlig unlogisch, wenn bei der evolutionären Entwicklung des Menschen, die immer auf Bewährung gesetzt hat, eine Tafel mit Schaltern eingebaut wäre, mit der der entwickelte Mensch nun selbst seine künftige Entwicklung bestimmen kann, ohne in der Lage zu sein, die Qualität dieser Entwicklung vorherbestimmen und kontrollieren zu können. (Wir können etwas weiter und sicherer in die Vergangenheit schauen als in die Zukunft; die können wir nur spekulativ erfassen und daher nur sehr begrenzt planen

---

14 Vielfalt und Gemächlichkeit statt Einfalt und Raserei - Wege zum wirklichen Fortschritt -  
- Das Wesen der Globalen Beschleunigungskrise - <http://www.peterkafka.de>

können.) Der neue Mensch oder die Hochzucht<sup>15</sup> des Menschen, wie früher auch schon gesagt wurde, bleibt eine Wunschvorstellung. Aus der Perspektive einer Generation bleibt der Mensch eine konstante Größe. Die Eigenschaften, die der Mensch hat, hat er nach meiner Einsicht nicht aus Zufall, sondern sie haben ihren Sinn, auch wenn sie sich im Einzelfall gegen Träger dieser Eigenschaften oder gegen andere Menschen oder sonstige Lebewesen richten können. Und wenn eine Eigenschaft zu einem Störfaktor wird, haben wir zu schauen, wo die Ursache liegt. Wenn eine Eigenschaft zu einem massenhaften Ärgernis wird, dann ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine Institution, eine gesellschaftliche Einrichtung – bei der die Menschen im Gegensatz zu seinen eigenen Eigenschaften volle Gestaltungsfreiheit haben – die Ursache.

Diese Sachverhalte besser zu beleuchten und zu beschreiben – als ich es kann -, ist aus zwei Gründen wichtig:

Der erste Grund liegt auf der politischen Ebene. Wenn nämlich irrtümlich vermutet wird, ein gesellschaftlicher Störfaktor liege in Eigenschaften von Menschen und nicht in der Konstruktion von Institutionen (im rechtlichen und soziologischen Sinn), dann kommt es zu politischen Fehlentscheidungen, die katastrophal und unmenschlich sein können. Für die Kommunisten<sup>16</sup> in Rußland fehlte den Bauern aufgrund ihrer Raffgier die Einsichtsfähigkeit, daß sie im Kommunismus glücklichere Bauern sein würden. Damit die Kulaken den großen Plan nicht gefährden konnten, mußten sie totgeschlagen werden.<sup>17</sup> Für die Nationalsozialisten - die keine böswilligen, sondern verblendete Mörder<sup>18</sup> waren – hatten die ökonomischen Schwierigkeiten in Deutschland in von ihnen vermuteten Eigenschaften der Juden ihren Grund, deshalb glaubte man sie umbringen zu müssen. Und das Morden geht ja heute weiter, weil man die Wirkungen der Eigenschaften der Menschen nicht von jenen unterscheidet, die von den Institutionen ausgehen.

---

15 Die Worte „neue Mensch und Hochzucht habe ich in Texten, wo sie vor kamen immer als pädagogische und nicht als biologische Begriffe verstanden. Heute werden sie von der „Antifa“ als rassistisch denunziert.

16 Man darf dabei nicht vergessen, daß die Kommunisten ja ein Gegenmodell zur kapitalistischen, bürgerlichen Gesellschaft entwickeln und durchsetzen wollten, in dem die bekannten Nöte, Zwänge, Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten vermieden werden sollten. Für das kommunistische Modell braucht man aber den neuen Menschen, den es nicht gibt.

17 Kulak [russisch] der, Bezeichnung für den russischen Mittel- und Großbauern, der nach den Agrarreformen P.A. Stolypins (1906/10) nicht mehr in der Mir (Dorfgemeinschaft) integriert war und sein Land mit familienfremden Arbeitskräften bewirtschaftete. Im Verlauf der Kollektivierungsmaßnahmen unter Stalin wurden die Kulaken 1929/30 als feindliche »Klasse« liquidiert (Vermögenskonfiszierung, Vertreibung von den Höfen, Deportationen, Erschießungen). Die Zwangskollektivierung hatte zudem eine verheerende Hungersnot (1932-34) mit Millionen von Toten zur Folge.

(c) Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 2006

18 Für die Opfer macht das allerdings keinen Unterschied. Zum Schutz möglicher Opfer von morgen, ist die Unterscheidung aber wichtig.



Der zweite Grund liegt mehr auf der individuellen, personalen Ebene. Es hat in der Vergangenheit (und sicher auch in der Gegenwart) zahlreich Menschen gegeben, die den Widerspruch zwischen dem Ich und der Gesellschaft gefühlt oder erkannt haben. Sofern sie sich überzeugen ließen, daß dieser Widerspruch durch ihr böses oder verformtes Ich verursacht würde, haben sie versucht, dieses zu ändern. Da sie sich dabei meist zu schwach fühlten, haben sie Unterstützung in religiösen oder kommunistischen Vereinigungen gesucht. Ich denke, weil der Widerspruch zwischen dem Ich und der Gesellschaft nicht immer auszuhalten ist, sind aus diesem Grund auch immer Menschen in die Krankheit geflohen oder haben den Freitod gesucht.

Andere, die ein gesünderes Selbstwertgefühl und eine größere Ich-Stärke hatten, sind ausgewandert in der Hoffnung, daß im Zielland der Widerspruch zwischen dem Ich und der Gesellschaft von vornherein geringer sein würde, oder daß ihr Ich die Gesellschaft leichter mit den eigenen Bedürfnissen in Übereinstimmung bringen könnte.

Noch andere haben versucht, im eigenen Land zu siedeln, um ein selbstbestimmtes Leben nach eigenen Normen zu leben. Solche Bestrebungen hat es auch in Deutschland gegeben, nach dem Ersten Weltkrieg und als Alternativbewegung ab Ende der 70er Jahre. Auf ein Siedlungsprojekt werde ich eingehen. Aber vorher zu einem Menschen der zu den Ausnahmeerscheinungen gehörte, die einfach ein Gegenmodell zu der Gesellschaft formulierten, mit der sie sich im Widerspruch fühlten. Ich spreche von Theodor Hertzka und sein Werk „Freiland – Ein sociales Zukunftsbild“. Das 16. Kapitel lautet: „Die Arbeit und die Vergnügungen. Sorgloser Lebensgenuß in Freiland“ Ich zitiere jetzt die einleitenden Sätze aus dem Vorwort von 1892:

Die wirtschaftliche und soziale Ordnung der modernen Welt schließt ein unheimliches Rätsel in sich, über welches nur satte Gedankenlosigkeit ohne tieferes Grauen hinweggleiten kann. Wir haben es in den Künsten und Wissenschaften „so herrlich weit gebracht“, daß die unbegrenzte Kraft der Elemente uns dienstbar geworden; die gebändigte Naturmächte harren des Winkes der Menschenhand, um bereitwillig jegliche grobe, lästige Arbeit zu übernehmen und alle Bedürfnisse des Herrenvolkes dieser Erde, der Mensch nämlich, dem Boden abzuringen, zu veredeln und zum Genusse fertig zu stellen; unerschöpflicher Überfluß bei mäßiger Arbeit für jeden vom Weibe geborenen sollte die selbstverständliche Folge sein – und siehe da, alle diese glorieichen Errungenschaften haben – wie Stuart Mill treffend sagt – auch nicht eines Menschen Plage zu vermindern vermocht, und was mehr ist, gerade die stetig

wachsende Leichtigkeit der Erzeugung von Überfluß hat sich zum Fluche für zahllose Menschen gestaltet, die Mangel am Notwendigsten leiden, weil es keine Verwendung für die vielen guten und nützlichen Dinge gäbe, welche sie zu erzeugen vermöchten. Das ganze wirtschaftliche Treiben der Gegenwart ist ein ununterbrochenes, verworrenes Ankämpfen gegen die verschiedenen Symtome dieses unter dem Namen der „Überproduktion“ bekannten, schrecklichen Übels; Schutzzölle, Kartelle und Trusts, Zunftbestrebungen und Strikes, sie sind insgesamt nichts anderes, als verzweifelter Widerstand der unterschiedlichen an der Güterproduktion beteiligten Klassen gegen die unerbittlichen Folgewirkungen der scheinbar so absurden, deshalb aber nicht minder realen Erscheinung, daß wachsende Leichtigkeit in der Erzeugung von Reichtümern Ruin und Elend im Gefolge hat.

Ich kann jetzt nicht das Modell von Hertzka beschreiben. Es ist schon zu lange her, daß ich das Buch gelesen habe. Aber schon der Titel des achten Kapitels hört sich mehr nach Proudhon als nach Marx an:

Organisation der Arbeit auf Grundlage der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit. Das Musterstatut der freien Assoziationen.

Die leihweise, zinslose Beistellung der Betriebskapitalien von Gesellschaftswegen. Die Ausgleichung der Arbeitserträge durch das Prinzip der freien Assoziation.

Silvio Gesell <sup>19</sup> hat dann den Begriff *Freiland* für den bodenrechtlichen Teil seiner Theorie in das Modell „Natürliche Wirtschaftsordnung“ - das ein Modell einer Marktwirtschaft ohne Kapitalismus ist – übernommen. Und das „Natürlich“ in dem Begriff meint nicht, daß die Ordnung in der Natur gefunden werden kann, sondern, daß die Ordnung, die wir uns geben, der Natur des Menschen entsprechen muß.

Hier noch das Stichwort „Hertzka aus Wikipedia:

Hertzka stammte aus einer konservativen jüdischen Familie. Nach dem Schulbesuch in seiner Heimatstadt studierte er an der [Universität Wien](#) und später an der [Loránd-Eötvös-Universität](#) in [Budapest](#). Nach erfolgreichem Abschluß seines Studiums bekam Hertzka 1872 in [Wien](#) eine Anstellung bei der [Neuen Freien Presse](#), wo er als Redakteur für den Wirtschaftsteil verantwortlich zeichnete.

Neben seiner journalistischen Tätigkeit machte sich Hertzka mit der Zeit einen

---

19 **Johann Silvio Gesell** (\* [17. März 1862](#) in [Sankt Vith](#) (heute [Belgien](#)); † [11. März 1930](#) in der [Obstbau - Genossenschaft Eden](#) bei [Oranienburg](#)) war Kaufmann, Finanztheoretiker, [Sozialreformer](#) und Begründer der [Freiwirtschaftslehre](#). (Wikipedia)

Namen durch seine wirtschaftlichen Vorschlägen und Theorien, welche seinen Zeitgenossen utopisch, aus heutiger Sicht (2006) durchaus realistisch anmuten. In seiner Schrift "Das Personenporto" schlug er z.B. vor, einen billigen Einheitstarif im Personenverkehr der Eisenbahnen einzuführen.

Mit seinem Buch "Freiland, ein soziales Zukunftsbild" beeinflusste er maßgeblich [Gustav Lilienthal](#), der danach seine [Freie Scholle](#) und später seine [Obstbaugenossenschaft Eden](#) gründete.

Hertzka schuf mit "Freiland" eine auf detaillierten nationalökonomischen Berechnungen basierende [Utopie](#), welche auf der ganzen Welt mit Begeisterung aufgenommen wurde. Nach einem verfehlten Umsetzungsversuch geriet sie allerdings in Vergessenheit. Da er diese Theorien auf dem Werk [Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf das Jahr 1887](#) des US-amerikanischen Schriftstellers [Edward Bellamy](#) aufbaute, wurde Hertzka von Zeitgenossen auch der "Österreichische Bellamy" genannt.

1874 gründete Hertzka im Verein zusammen mit einigen Gleichgesinnten die *Gesellschaft österreichischer Volkswirte*.

1879 machte sich Hertzka selbstständig, gründete die [Wiener Allgemeine Zeitung](#) und leitete diese als Herausgeber bis 1896. Aus dieser Zeit stammte auch seine Freundschaft mit [Theodor Herzl](#), der in diesen Jahren in [Paris](#) für die *Neue Freie Presse* arbeitete.

Nach dem [ersten Weltkrieg](#) ließ sich Hertzka in Wiesbaden nieder, wo er 1924 im Alter von fast 80 Jahren starb.

Und nun zu „Höhbeck – Lebenserinnerungen der Siedler Karl und Margret Voelkel“, 2. Auflage 1988.<sup>20</sup> Es sind getrennte Schilderungen von Karl und Margret Voelkel. Der Bericht von Karl Voelkel wurde aus der Zeitschrift „TAU – Monatsblätter für Verinnerlichung und Selbstgestaltung“ vom Mai 1928 übernommen. Die Zeitschrift TAU wurde von Werner Zimmermann herausgegeben. Zimmermann muß ein umtriebiger Mann gewesen sein. Eine Zuschrift für das GadF, die ich gelesen habe, hat er in Japan verfaßt. Der Bericht von Margret Voelkel ist aus dem Jahr 1982. Er zeigt ihren geistigen Weg von den Wandervögeln zu den Anthroposophen, ein reales Leben über viele Stufen in vielen Funktionen. In dem Vorwort der Herausgeber heißt es:

...

Die in beiden Berichten geschilderte Aufbruchstimmung, aus der heraus die dem

---

<sup>20</sup> Im vorigen Frühjahr bin ich zusammen mit meinem Sohn Ruben mit dem Boot westlich von Hannover gestartet und über den Mittellandkanal, die Elbe und den Elbe-Travekanal nach Travemünde gefahren. Wir sind also direkt an der Siedlung Höhbeck vorbeigekommen. Zu dem Zeitpunkt war Höhbeck aber überhaupt nicht in meinem Kopf – wie man so sagt -. Das empfinde ich heute ärgerlich. Denn Spuren aus Literatur in der Wirklichkeit zu verfolgen (und umgekehrt) finde ich reizvoll. Die Schrift über Höhbeck ist bestimmt schon 15 Jahre in meinem Bücherbestand.

herrschenden Zeitgeist weit voraneilenden Projekte verwirklicht wurden, findet nun, gegen Ende des Jahrhunderts, noch immer ihre vorbildliche Fortsetzung: in Zusammenarbeit mit Erzeugern und Verbrauchern wird die Mosterei geführt und stellt so eine zukunfts-gemäße Wirtschaftsform vor Augen, die nicht nur, wie heute in zunehmenden Maße üblich, den geldlich-wirtschaftlichen, sondern auch qualitativen und im weiteren Sinne sozialen Zielen dient. Wie im Wirtschaftsleben Brüderlichkeit, so werden im Rechtsleben Gleichheit und im kulturell-geistigen Bereich Freiheit angestrebt.

...

Ich habe diesen Ausflug in die Vergangenheit ja gemacht, um der Frage nachzugehen, ob Ehrgeiz und das Streben nach Eigennutz gemeinschaftsschädlich sind. Mit diesen Fragen haben sich auch die Voelkes und viele andere Menschen, die zu neuen gesellschaftlichen Ufern wollten, abgeplagt.<sup>21</sup> Voelkels haben ihr Siedlungsprojekt als Genossenschaftler begonnen und sind damit gescheitert. Ein solches Scheitern spricht aber nicht generell gegen die Institution Genossenschaft. Der Erfolg oder Mißerfolg einer Genossenschaft hängt aber wesentlich von der inneren Struktur ab. Der Gesetzgeber hat aber die Gestaltungsfreiheit der Genossenschaften unnötig eingeschränkt, vermutlich hat dabei wieder die Vorstellung gesiegt, der Bürger sei ein unmündiges Wesen, das man vor sich selber schützen muß. Unabhängig davon muß aber die Genossenschaft eine Enttäuschung bleiben, wenn man glaubt mit ihr den Kapitalismus einschränken oder besiegen zu können.

Nach Versuchen mit einer Einzelwirtschaft haben die Voelkels sich dann einem Projekt nach Kommunistischen Ideen von Heinrich Vogeler<sup>22</sup> und den Werkgemeinschaftsgedanken von Hans Albert Förster angeschlossen:

Uns wurde nach etwas ½ Jahr ganz deutlich, daß  
das streben einzelner nach macht und ruhm auf kosten  
arbeitender sich die kommunistischen ideen zu nutze machte.  
Es gab wieder aufreibende persönliche auseinandersetzungen,  
die die ausscheidung des macht- und ruhmhungrigen zur folge hatte.

...

Warum mußte nun auch dieser versuch so schnell  
und kläglich zusammenbrechen? Fehlte uns der über-  
wältigende führer oder fehlte es uns selbst an der  
nötigen liebe? Oder war dies beginnen überhaupt gegen  
die natur des menschen? Die antwort auf diese fragen

---

21 Die Schriftstellerin Gudrun Pausewang kommt auch aus einer Siedlerfamilie. Nachzulesen in „Rosinkawiese – Alternatives Leben in den zwanziger Jahren.“, 1980, 83, 92.

22 **Johann Heinrich Vogeler** (\* [12. Dezember 1872](#) in [Bremen](#); † [14. Juni 1942](#) im Kolchos Budjonny bei [Karaganda, Kasachstan](#)), war ein deutscher Künstler. (Wikipedia)

sollten uns erst freiwirtschaftliche erkenntnisse bringen. ...

Es ist zweckmäßig mittels Auszüge über die Motivation der Siedler zu berichten. Aber vorher sei noch vermerkt, daß das marktwirtschaftliche System durchaus Unternehmen verkraftet, die nach ihrer inneren Struktur kommunistisch sind. In ihren Außenbeziehungen müssen sich solche Einheiten dann doch den marktwirtschaftlichen Regeln unterwerfen. Umgekehrt sind die Fakten anders. Eine dezentrale Einheit mit persönlichen Eigentumsrechten ist in der Zentralverwaltungswirtschaft immer ein Störfaktor, der zur Nachahmung anreizt und daher bekämpft werden muß. Jetzt lasse ich Karl Voelkel wieder zu Wort kommen:

## HÖHBECK

Siedeln ist Tat, Verwirklichung dessen, was in den  
gequälten Köpfen der in die Städte verbannten Men-  
schen an Sehnsuchtsgedanken nach Natur und Freiheit,  
und bei dem Jungvolk an Romantik, glüht.

Wenn ich nun, nach neun Jahren Tat, mit der Hand,  
die an Spaten und Hammer gewöhnt ist, schreibe, um  
gleichstrebende Menschen, Lichtsucher, einen Blick  
in unser Leben und Ringen tun zu lassen, so bedeutet  
dies für mich ein neues, ungewöhntes Stück Arbeit,  
das mir schwer fällt. Doch tue ich's mit Freude, weil  
ich glaube, daß mancher es gern liest und seinen Nut-  
zen aus unseren gelebten Erfahrungen ziehen kann für  
seinen Weg.

## VORGESCHICHTE.

Margret und mich führte ein guter Stern im Früh-  
jahr 1918 zusammen. Margret war derzeit Lehrerin an  
einer Privat-Schule eines kleinen, abgelegenen Dorfes.  
Und ich war, wie viele junge Männer, Soldat. Bei der  
Torpedo-Division „diente“ ich seit 1911 als Heizer und  
Maschinenmaat dem „Vaterland“ unfreiwillig zu Was-  
ser und zu Land.

Wilhelmshaven war durch die dort zusammenge-  
drängte „Landsknechts“-Jugend zu einer Hochburg des  
Wandervogeltums geworden. Kriegsmüdigkeit und

siedlungsideen lagen dort zuletzt fühlbar in der luft.  
Durch manche gemeinsame Wanderung unter führung  
des kapitänleutnants Hans Paasche war ich von  
diesem mit freiheitsgedanken geimpft, begann die mich  
umgebenden dinge kritisch durch eigenes nachdenken  
zu betrachten und sah viel schein und lüge.

Durch die Verwirrungen der revolution im november  
1918 reifte in uns vollends die idee des siedelns zur  
tat, als einzige möglichkeit, unser leben möglichst ohne  
fremden zwang selbst zu gestalten und damit fern vom  
parteigezänk und der ständig wachsenden verflachung  
der gesellschaft eine lebenskräftige zelle im kranken  
volkskörper zu bilden. Wenn wir auch die auswirkung  
unseres Vorhabens erst nicht zu übersehen vermoch-  
ten, war uns doch von vornherein klar, daß wir uns  
durch einen tiefen schnitt von unserem bisherigen  
leben zu trennen hatten. —

Uns schwebte nicht eine vorortssiedlung vor, die im  
wesentlichen ja nur die Wohnungsfrage löst, sondern  
ein fußfassen in unberührter natur, was allein eine  
umfassendste neugestaltung des lebens ermöglichte.

Mit der entschlossenheit und dem mut eines urwald-  
siedlers, der sich nicht in ein fertiges nest setzen kann,  
und bereit ist, alles auf sich zu nehmen, was sich ihm  
in den weg stellt: entbehrungen, ungewohnte schwere  
arbeit und andere widerstände. Getragen von einem  
starken wollen und dem glauben, daß gott einem helfe,  
wenn man sich selbst hilft.

Unsere beiderseitige tiefe Sehnsucht nach naturver-  
bundenheit, die für vieles, was wir aufgaben, reiche  
entschädigung bot, zog uns hinaus. Auch sonst waren  
für uns die Voraussetzungen zum siedeln günstig.

In den ersten wirtschaftsnöten, in der einsamkeit  
und bei allen wichtigen entscheidungen war unser  
seelisches band und das sich-miteinander-ergänzen eine  
kraftquelle.

Wir hatten keine eltern mehr, und nur eine mütter-  
liche freundin verstand uns und segnete unsern bund  
und unser vorhaben.

...

Nach vielen leidvollen Erfahrungen kamen die Voelkels zu Erkenntnissen, die nicht von ihnen verlangten, ihre eigene Natur zu verleugnen.

...

### FREIWIRTSCHAFT.

Freiwirtschaftliche Erkenntnisse brachten uns Klarheit in unser Suchen und zeigten uns, daß alle diese Versuche mit Naturnotwendigkeit zusammenbrechen mußten. In diesem Falle versuchte wieder ein einzelner sich zum Führer aufzuschwingen, seinen Siedlungsplan zu verwirklichen und die Verantwortung des Ganzen zu tragen. Das bedeutete für die anderen einzelnen Abhängigkeit. Und dabei war die Sehnsucht nach Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit eine Triebfeder zum Siedeln gewesen. Und auch unser Versuch mit dem Kommunismus mußte scheitern an der Gleichmacherei. Die alles persönliche Vorwärtstreben lähmte und eine Einstellung voraussetzte die bei keinem von uns vorhanden war und die in der heutigen Zeit des Wirtschaftskampfes auch wohl schwerlich zu finden sein wird.

Wir gingen diesmal mit mehr Ruhe auseinander, weil wir die Ursachen des Zerfalls dieses Gemeinschaftsversuches mehr in den tiefen menschlichen Eigenart erkannten und waren dem Geschick dankbar, daß wir zum dritten Male so glimpflich davonkamen. Margret wurde von diesen Geschehen immer am meisten mitgenommen und sie war auch jetzt wieder körperlich und seelisch am Ende ihrer Kräfte. Unser dritte Junge Volker war etwa ein Jahr alt, und es drohten Margret Kraft und Mut zur Arbeit zu verlassen nach all den durchlittenen seelischen Nöten.<sup>23</sup>

Aus den Berichten von Margret und Karl Voelkel wird auch mal wieder deutlich, welche persönlichen Einschränkungen und Opfer Menschen bereit sind zu bringen, wenn sie von einer Idee beseelt sind.

Ich habe mit den Hinweisen und Auszügen deutlich gemacht, daß die Frage des richtigen Lebens und Wirtschaftens die Menschen mehr umtreibt, als man so im Alltag denkt. Weitensich solche Vorstellungen – besonders solche über das falsche Wirtschaften und Leben ande-

---

23 Die Hervorhebungen durch gesperrte Schrift habe ich weg gelassen.

rer Menschen – kollektivhaft aus, können sie – besonders wenn sie irrig sind - auch gefährlich werden. Deshalb ist es nicht egal, was die Menschen über diesen Komplex denken.

Wir bewegen uns mit solchen Fragen im Bereich der Ethik, für die die Kirchen eine besondere Kompetenz beanspruchen, ohne daß zu erkennen ist, daß ihre Repräsentanten den Mitgliedern der Kirchen ein guter Wegweiser sind. Das mag wiederum daran liegen, daß sie zu lange Moral und Sexualfeindlichkeit verwechselt haben und in der Ökonomie zum eigenen (egoistischen) Vorteil die Lehren der Bibel und der Kirchenväter verraten haben.

Ich habe mich auf die Frage von Daniel Günther, ob der Ehrgeiz nun eine Untugend sei, eingelassen, weil ich dachte, darauf gäbe es eine einfache Antwort. Bisher habe ich noch kein klares Nein oder Ja ausgesprochen, nicht aus taktischen Gründen, sondern weil die Frage so komplex ist. Es hat sich bei mir aber der Ehrgeiz entwickelt, zu einer Antwort zu kommen und dabei zielt mein Ehrgeiz gar nicht auf andere Menschen, sondern ist eine innerpersonale Angelegenheit. Mein besseres Ich will, daß ich meinem Ich in der Gestalt des inneren Schweinehundes, der mir flüstert, drücke auf die Lösch taste, deine Bemühungen lohnen sich doch nicht, besiege.

Mir sind auch Zweifel gekommen, ob man den Ehrgeiz ohne die Überschneidungen und Abgrenzungen zum Beispiel zum Egoismus und Eigennutz sinnvoll erörtern kann. Ich habe erst einmal zwei Lexika bemüht und einen Bericht über eine Ehrgeizige gelesen:

Ehrgeiz, das Streben, andere an Ehre, Geltung oder Macht zu übertreffen; ethisch teils positiv (als Leistungsimpuls), teils negativ bewertet, v.a. als übersteigertes Ehrgeiz (Ehrsucht), den anderen in den Schatten zu drängen oder Leistungen vorzutäuschen sucht. (digitaler Brockhaus 2006)

oooooooo

Unter **Ehrgeiz** (urspr. von Ehre und Geiz, gemeint ist jedoch die mittelalterliche Bedeutung Gier, also "nach Ehre gieren" und nicht etwa "mit Ehre geizen".) versteht man das mehr oder weniger starke Bemühen, ein bestimmtes Ziel zu erlangen, etwa Anerkennung, Autorität, Ruhm, Ehre oder Geld. Er zielt u. a. auf eine Bewahrung oder Steigerung des Selbstwertgefühls in einer Gemeinschaft aus Wettbewerbern und steht in enger Beziehung zur eigenen Eitelkeit. Im Extremfall (Ehrsucht) kann er dazu motivieren, Konkurrenten durch Leistung oder gar Intrige in den Schatten zu stellen bzw. zu verdrängen. Im Normalfall ist es aber durchaus ein positiver Charakterzug, man spricht dann vom sogenannten "gesunden Ehrgeiz". Ein ehrgeiziger Angestellter gilt z.B. als fleissiger und guter Arbeiter. (Wikipedia)



Wenn wir diese beiden Auskünfte auswerten und unsere eignen Erfahrungen noch hinzuziehen, dann gib es kein klares Ja oder Nein auf die Frage, ob Ehrgeiz eine Tugend oder Untugend ist. Ersten ist wichtig, wie das Ziel aussieht, auf das der Ehrgeiz gerichtet ist und zweitens ist dann noch die Frage, wie der Ehrgeiz ausgelebt wird, man könnte auch sagen, wie sein Datenkranz aus ethischen Normen gestaltet ist.

Wenn bei einem Wettlauf alle Teilnehmer freiwillig und unter gleichen Bedingungen in die Bahn treten, dann ist der Ehrgeiz, als Erster im Ziel sein zu wollen, geradezu eine Bedingung des Wettlaufes und gut. Wenn aber ein Läufer, um Erster zu werden, den Mitläufern auf die Hacken tritt oder sonst wie behindert, dann ist so ausgestatteter Ehrgeiz eindeutig verwerflich.

In jedem Fall ist der Ehrgeiz eine Antriebskraft und somit nicht verzichtbar. So wie wir uns nicht von dem Eigennutzdenken oder seiner gesteigerten Form, dem Egoismus, nicht wirklich lösen, sondern ihn nur kultivieren können, daß daraus partiell ein Altruismus wird, so müssen wir auch unseren Ehrgeiz kultivieren, daß nicht nur wir, sondern auch andere einen Nutzen davon haben. Es gibt ja Zeitgenossen, die den Wettbewerb für lästig halten, sie sehnen sich nach etwas, was der Gebärmutter im vorgeburtlichen Stadium entspricht. Nun ist es nicht nur so, daß mit dem Schwinden des Leistungswettberbes die Freiheit schwinden würde, sondern wir würden damit automatisch den Wettbewerb der Faulheit einschalten, denn jederman hätte den Ehrgeiz, für das ihm Zugeteile, so wenig wie möglich an Gegenleistung zu erbringen – ausgenommen die Idealisten, die sich immer gerne ausbeuten lassen.

Nun zu der folgenden Aussage von Daniel Günther:

Geld alleine macht nicht glücklich, sagt man. Kein Geld macht aber bestimmt auch nicht glücklich, halte ich dem entgegen, und gebe ganz ehrlich zu, dass es mir wichtig ist, später einmal so gut zu verdienen, dass ich mir um meine Finanzen keine Sorgen machen muss und mir auch ein paar Annehmlichkeiten leisten kann.

Die Haltung gegenüber dem Geld, die hier zum Ausdruck gebracht wird, würde ich als Normalausstattung eines Bürgers in einer arbeitsteiligen Welt bezeichnen. Sie ist in Ordnung, wenn drei Punkte berücksichtigt werden:

Auch wenn gesagt wird, Geld stinkt nicht, ist es nicht egal wie man zu Geld kommt. Konventioneller Diebstahl, Aneignung durch Totschlag und gesetzlose Enteignung bleiben verwerf-

lich. Institutioneller Diebstahl muß erkannt und behoben werden. (Warum sagte Proudhon „Eigentum ist Diebstahl“ ?)

Der zweite Punkt ist der, daß das Geld ein öffentliches Verkehrsmittel ist (Das ist auch so, wenn es rechtlich noch nicht so gefaßt ist.) Seine segenreiche Funktion, die Arbeitsteilung zu ermöglichen, kann das Geld nur ausüben, wenn es zirkuliert. Wer also nach Geld strebt, um es unter die Matratze zu legen, ist ein Übeltäter. Da Diebstahl usw. für den ethisch einwandfreien Gelderwerb ausgeschlossen ist, gilt der Satz, daß keiner zu Geld kommen darf, der nicht vorher dem Güter- und Leistungsvolumen eine Entsprechung hinzugefügt hat. (Ausgenommen Schenkungen und staatliche Übertragungen.) Das heißt dann aber auch, daß weder ein Privater noch der Staat sich der Notendruckerpresse bedienen darf. Soviel mehr Menschen dies wissen, soviel schwerer wird es dem Staat fallen, allen Bürgern die geldliche Sicherheit durch die Inflationierung der Währung zu nehmen. (Aber obendrein sollte man an die biblische Geschichte mit den vollen Scheunen denken, die auch keine Sicherheit war, weil die Rechnung ohne den Tod gemacht wurde.)

Der dritte Punkt ist die freigewählte Armut und Beschränkung in materiellen Dingen. In der Reduzierung der materiellen Bedürfnisse kann sich der Ehrgeiz auch ausdrücken. Solange ein solcher Ehrgeiz sich nicht zu Lasten anderer auslebt, ist er genauso ehrbar, wie jener, der nach Wohlstand strebt.

Nun zum Schluß die Pressemeldung, in der auch der Ehrgeiz vorkommt. SPIEGEL Online berichtet:

Als sie vor acht Jahren aus der Türkei nach Berlin kam, konnte Bilge Buz nicht einmal "Guten Tag" sagen. Nun hat sie mit 16 Jahren ihr Abitur gemacht, mit einem Traumschnitt von 1,2. Bilges Ziele: Sie will studieren, sieben Sprachen beherrschen, Diplomatin werden. Doch der Fleiß hat seinen Preis - Freizeit hat Bilge kaum.

...

### **Durchgeplanter Tag**

Der Unterschied zu anderen Jugendlichen liegt nicht darin, was Bilge macht, sondern wie sie an die Dinge herangeht. "Ohne Ehrgeiz geht nichts", lautet ihr Motto. Wie eine Managerin hat sie während der Schulzeit ihren Tag durchgeplant, Unterricht, Nachhilfe geben, Hausaufgaben machen, Tanzen. Bevor sie spätestens um elf Uhr ins Bett gefallen ist, hat sie noch ein wenig Zeit für ihren Freund Stefan frei geschaufelt.

Schon lange hält sich Bilge Buz mit der Tagesschau und den CNN-Nachrichten auf dem Laufenden. Schließlich habe sie noch nie damit leben können, unwissend in eine Unterhaltung zu gehen. "Ich wollte immer das können, was die anderen schon beherrschen", sagt Bilge.

...

Hier kommen eine außergewöhnliche Begabung und der Ehrgeiz zusammen. Der Ehrgeiz des Durchschnittsmenschen kann sich gekränkt fühlen, weil er solche Ergebnisse nicht vorweisen kann. Wir haben aber auch die Freiheit, uns über ein so außergewöhnliches Menschenkind zu freuen. Uns vergeht ja auch nicht die Freude an einem schönen Bauwerk, weil wir nicht im Stande sind, es selber zu errichten.

Nun bringe ich hier noch einen Nachtrag, der sowohl das in diesem Abschnitt Gesagte stützt, wie auch eine Verknüpfung zu dem GadF ist. Heute (am 16. 1. 2007) kam mit der Post das Heft 272 und das Doppelheft 273/4 der Zeitschrift Fragen der Freiheit (FdF). Diese Zeitschrift gehört wie das GadF zu den vielen Non-Profit-Zeitschriften, die ein Vielfaches an der Zahl – nicht der Auflage – der kommerziellen Blätter erreichen dürften. Die FdF werden von dem Verein *Seminar für freiheitliche Ordnung* herausgegeben. ([www.sffo.de](http://www.sffo.de)) Und wenn jetzt zwei Hefte mit einer Sendung kommen, dann bedeutet das, daß es bei einer Ausgabe der FdF eine Verzögerung gegeben hat. Das Ringen um die Finanzierung und der termingerechten Auslieferung dürfte bei den in der Regel ehrenamtlichen Redaktionen von Non-Profit-Zeitschriften fast überall gegeben sein. Auf 378 Ausgaben wie das GadF bringen es die FdF noch nicht, aber 234 Ausgaben sind auch eine stolze Leistung. Das Heft 272 hat den Schwerpunkttitel: *Kapitalismus und Privilegiengesellschaft*. Auf der Innenseite des Hefumschlages werden immer Zitate wiedergegeben, die in einem Zusammenhang mit den Themen des Heftes stehen. Ich komme da gleich drauf zurück. Jetzt will ich erst den Inhalt der beiden Hefte andeuten. Im Heft 272 sind außer den Textauszügen des verstorbenen Dieter Vogel, der das Seminar ... mit begründet hat, Beiträge der Ökonomieprofessoren Thomas Huth und Dirk Löhr. Huth schreibt über „Eine Geldreform überwindet den Kapitalismus“. Er erinnert daran, daß die Differenzierung zwischen Marktwirtschaft und Kapitalismus bei den Ordoliberalen und den Verfechtern der Sozialen Marktwirtschaft eine Selbstverständlichkeit war, daß dieses Unterscheidungsvermögen bei den meisten seiner Kollegen aber verloren gegangen sei. Dirk Löhr schreibt über „Eigentumsrechte und Allokationseffizienz – Zur Rechtfertigung alter und neuer Privilegien durch die Wirtschaftswissenschaft“. Das Doppelheft trägt den Titel „Ordoliberalismus und Freiwirtschaft“. Bis auf das Vor- und Nachwort von Fritz Andres ist es der (erfreuliche) Nachdruck eines Sonderheftes der FdF mit einer Arbeit von Ernst Winkler, Akteur und Beobachter ab der ersten Stunde in der „Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft“. Wer sich nicht mit dem Mißbrauch der Wortkombination Sozialen Marktwirtschaft

als Schlagwort der Politik begnügen will, sondern etwas über das Ringen und Versanden dieser Idee erfahren möchte, der sollte zu diesem Heft greifen. Ordoliberal wurde in der Startzeit unserer Republik neben dem Begriff Neoliberalismus verwendet. Fritze Andres schreibt in seiner Einführung zu recht, daß unter dem heutigen Namen Neoliberalismus so ziemlich das Gegenteil von dem verstanden wird, was man nach dem Krieg darunter verstand.

Das Heft zum Thema „Kapitalismus und Privilegiengesellschaft“ weist ein kurzes Zitat auf dem Innendeckel auf:

## Die Gegenseitigkeit ist die Formel der Gerechtigkeit!

P. J. Proudhon

Diese Kürze verführt mich, weitere Aussagen von Proudhon zu bringen und zwar aus einer weiteren Non-Profit-Organ, nämlich der „Zeitschrift für Sozialökonomie“, 49. Folge, Juni 1981, sie enthalten auch die Antwort, warum oder unter welchen Umständen Proudhon das Eigentum für Diebstahl hält:

Pierre Joseph PROUDHON: „La propriété, c`est le vol.“<sup>24</sup>

Unsere Frage an PROUDHON: Warum ist Eigentum Diebstahl?

PROUDHON:

„Wenn ich sage, das Eigentum ist der Diebstahl, so stelle ich nicht ein Prinzip auf, ich ziehe nur einen Schluß.“

„Das Eigentum ist... das von den Inhabern der Kapitalien und Produktionsmittel auf die (Güter-)Zirkulation gelegte Veto. Um dieses Veto aufzuheben und Durchlaß zu erhalten, bezahlt der Konsument/Produzent dem Eigentum eine Abgabe, die je nach den Umständen und Objekten der Reihe nach die Namen (Kapital-)Rente, Pacht(zins), Miete(zins), Geldzins, Benefiz, Agio, Diskonto... usw. usw. heißt.“

„Da ist das Eigentum zum Diebstahl geworden.“  
„Für mich ist Eigentum ausschließlich die Summe dieser Mißstände.“

---

24 Siehe auch: Proudhon, Was ist das Eigentum? Verlag für Sammler, 1971

„Die Arbeit ist das einzige, wodurch Arbeit bezahlt wird.“

„Das, was ich seit 1840 suchte, indem ich das Eigentum definierte, das, was ich heute will, ist nicht seine Zerstörung; ich habe es zur Genüge gesagt, das hieße mit ROUSSEAU, PLATO, Louis BLANC selber und allen Gegnern des Eigentums in den Kommunismus geraten, gegen den ich mit aller Kraft protestiere; was ich für das Eigentum verlange, ist die Waage.“

„Die Gegenseitigkeit ist die Formel der Gerechtigkeit.“

„Das Eigentum ist wie der Drache, den HERKULES tötete: um es zu vernichten, muß man es nicht am Kopfe, sondern am Schwanz packen, d. h. am Zinsgewinn.“

Zusammengestellt von Elimar ROSENBOHM †

Und nun zu den Zitaten zum Thema Ordoliberalismus und Freiwirtschaft, im Heft 273/4 der FdF:

Das Wort »Ordnung« wird in einem doppelten Sinne gebraucht. Unter »Wirtschaftsordnung« verstehen wir eine konkrete, positiv gegebene Tatsache. Sie ist die Gesamtheit der realisierten Formen, in denen in concreto jeweils der alltägliche Wirtschaftsprozeß abläuft ...

»Ordnung« hat aber noch einen anderen Sinn: als Ordnung, die dem Wesen des Menschen und der Sache entspricht; das heißt Ordnung, in der Maß und Gleichgewicht bestehen. Schon die antike Philosophie vollzog diese Fassung des Ordnungsbegriffs. Sie suchte in der Mannigfaltigkeit der Dinge den verborgenen, architektonischen Gestaltungsplan der Welt...

Vor allem zu Zeiten versagender oder ungerechter positiver Ordnungen gewinnt diese Idee der Wesensordnung oder der Naturordnung oder des Ordo regelmäßig eine große Kraft. Die Absurdität der konkreten Zustände gibt den Anstoß dazu. Die Ordnung wird gesucht, welche - anders als die gegebenen Ordnungen - der Vernunft oder der Natur des Menschen und der Dinge entspricht.

-----

Die Wettbewerbsordnung verwirklicht sich nicht von selbst. Sie ist in diesem Sinne keine natürliche Ordnung, kein ordre naturel. Es genügt nicht, gewisse Prinzipien des Rechts zu verwirklichen und im übrigen die Entwicklung der Wirtschaftsordnung sich selbst zu überlassen.

Aber in einem anderen Sinne ist sie eine natürliche Ordnung oder Ordo.

Sie bringt nämlich die starken Tendenzen zur Wirkung, die auch in der industriellen Wirtschaft zur vollständigen Konkurrenz drängen. Indem die Wirtschaftspolitik diese Tendenzen als Ordnungsformen wirksam macht, tut sie das, was der Natur der Sache und des Menschen entspricht.

Walter Eucken

\*\*\*\*\*

Die Wirtschaftsordnung, von der hier die Rede ist, kann nur insofern eine natürliche genannt werden, als sie der Natur des Menschen angepaßt ist. Es handelt sich also nicht um eine Ordnung, die sich etwa von selbst, als Naturprodukt einstellt. Eine solche Ordnung gibt es überhaupt nicht, denn immer ist die Ordnung, die wir uns geben, eine Tat, und zwar eine bewußte und gewollte Tat.

Silvio Gesell

Fundstellen: Walter Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, 1952

Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung, 1918, Vorwort zur 3. Auflage

## 6. „Aktion 1000 plus X“ - Leser werben Leser

Ich habe mich im Internet nach Informationen umgesehen, die Auskunft darüber geben, wie viel Non-Profit-Zeitschriften es bei uns gibt. Ich habe zwar Artikel über wissenschaftliche Zeitschriften und ihre Preisentwicklung gefunden, aber nicht über Non-Profit-Zeitschriften. Wobei die Abgrenzungen zwischen wissenschaftlich und nicht wissenschaftlich sicherlich nicht leicht oder gar unmöglich ist. Aber wenn eine solche Unterscheidung auch gelingen sollte, fällt die Unterscheidung nach den Inhalten und den Zielgruppen auch nicht leicht. Hier geht es natürlich um das *Gespräch aus der Ferne*. Dabei ist es mir wichtig, die Bedeutung des GadF als Non-Profi-Zeitschrift herauszustellen. Mir geht es nicht so sehr um die Non-Profit-Zeitschriften als Wirtschaftsfaktor, der auch dann gegeben ist, wenn Gewinnziele nicht mit diesen Zeitschriften verbunden sind, sondern es geht um die Korrektur- und Ergänzungsfunktion dieser Zeitschriften in einer Informationsgesellschaft. Ich denke, unsere Gesellschaft wäre schon lange an dem Konformismus der Massenmedien erstickt, wenn sie nicht aus unzähligen anderen Quellen Gegen- und Ergänzungsinformationen erhielte. Selbst wenn die Gegeninformationen nur aus Propaganda oder Spekulationen bestehen, sind sie noch nützlich, weil sie durch Widersprüche zur (ver-)öffentlichen Meinung Fragen auslösen und somit die Suche nach der Wahrheit am Leben erhalten.

Bei einem autoritären Regierungssystem oder in einer Diktatur leuchtet es meistens unmittelbar ein, daß diese nur in Verbindung mit einem gelenkten Informationswesen gekoppelt sein kann. Wir gehen davon aus, daß eine freie Gesellschaft ein freies Pressewesen braucht. In Sonntagsreden wird beschworen, daß wir beides haben. Gehen wir für diese Erörterung einmal davon aus, daß wir in einer freien Gesellschaft leben und fragen nur, ob wir auch ein freies Pressewesen haben? Nach meinem Dafürhalten leidet unser Informationswesen – und das ist nicht nur die Presse und der Rundfunk, sondern auch das Bildungswesen – unter einem zu starken Konformitätsdruck, den man nicht Gleichschaltung nennen kann, aber der die Wirkung einer Gleichschaltung hat. Hinzukommt, daß die Vorstellungen, Werturteile und Ansichten der Mitglieder der politische Klasse und der Mitarbeiter der Massenmedien in der Regel aus dem gleichen Bildungssystem beziehen, daß übermäßig auf einen gedanklichen Gleichschritt ausgerichtet ist. Diese Übereinstimmung und der Gleichschritt in Verbindung mit der Abhängigkeit vom Staat und vom Kapital, in der die schreibende Zunft steckt, macht ihr eine wirksame Kontrolle wie auch Befruchtung der Politik unmöglich.. Das ist hier jetzt eine Behauptung und Behauptungen können irrig sein. Ich will auch gar nicht versuchen aufzuzählen, was für meine Behauptung spricht. Anerkannt ist allgemein, daß wir in einem Reformstau stecken, daß die Reformen, die gewagt werden, in der Regel Murx und nur von kurzer Wirkungsdauer sind. Dahinter steht aber die Tatsache, daß weder die Politik noch die Massenmedien eine wirklich offene Diskussion über unsere gesellschaftlichen Probleme und deren Lösungen zustande bringen. Es gibt hier Hemmnisse, die sicher von unabhängigen Bürgern analysiert und lokalisiert werden, aber nicht behoben werden können. Wichtig ist daher, daß die Bürger über die Ergänzungskanäle kommunizieren können und das sind in alter Form die Non-Profit-Zeitschriften und in neuer Form das Internet. Wir können nun alle beobachten, daß das Internet gar nicht beworben werden braucht. Es expandiert wie von selbst, so daß schon Zeitgenossen, die in der Freiheit eine Gefahr sehen, darüber nachdenken, wie sie dem Internet Zügel anlegen können. Die Non-Profit-Zeitschriften sind dagegen wohl auf eine Werbung angewiesen, können sich in der Regel diese Werbung aber nicht leisten, weil dazu die Mittel fehlen. Außerdem wird die Leserbindung, die normalerweise ein Vorteil ist, mit dem Alter einer Zeitschrift zu einem Problem, weil die Leser wegsterben, „ihre“ Zeitschrift aber selten auf ihre Kinder übertragen können. Die Frage ist, ob die Non-Profit-Zeitschriften (NPZ) etwas vom Internet übernehmen können, was ihnen die Existenz erleichtert. Ich sehe im Moment nur eine stärkere Zuwendung zu dem Nutzern, das sind die Leser. Darüber hinaus sollten sich die Herausgeber von NPZs zusammenschließen, um ihr Produkt gemeinsam im Internet

vorzustellen. Eine Internetseite, auf der umfassend über 100 oder 1000 Zeitschriften berichtet wird, findet bestimmt ihre Nutzer. Und diese Nutzer wären das Potential, aus dem neue Leser für die NPZs gewonnen werden könnten. Auch könnten Herausgeber von NPZs die Bundeszentrale für politische Bildung animieren, ein Heft ihrer „Informationen zur politischen Bildung“ der Vorstellung von Non-Profit-Zeitschriften zu widmen. Da die unentgeltliche Abgabe der *Informationen* ... eine Störung des bürgerlichen Informationsmarktes ist, wäre die Erstellung eines Kataloges für Non-Profit-Zeitschriften durch die Bundeszentrale für politische Bildung eine Art Entschädigungsleistung.

Nun zu den Möglichkeiten der Leser des GadF. Als Hans Dahmen mit dem GadF als Rundbrief angefangen ist, hatten wir nach dem Krieg und der Nazi-Herrschaft eine Zeit, die einfach hungrig nach Informationen war. Es wurde fast von jedem, der die Fähigkeit und Neigung zum Lesen hatte, jedes bedruckte Blatt geprüft, ob es etwas enthielt, was einen interessieren könnte. (Nebenbei: Wenn Dr. Dahmen mit einem Rundbrief und nicht mit einer Zeitschrift gestartet ist, kann es daran gelegen haben, daß er für eine Zeitschrift keine Lizenz von der Militärregierung hatte. Ein solches Hindernis ist uns heute gottlob fremd.)

Heute müssen Mitglieder eines Normalhaushaltes aufpassen, daß sie nicht mit bedrucktem Papier eingemüllt werden. Jeder Supermarkt, jede Tankstelle bietet eine Riesenmenge von Zeitschriften an, die sich thematisch sehr ausdifferenzieren. Es kommt bei verschiedenen Familienmitgliedern vielleicht noch vor, daß sie die gleiche Programmzeitschrift benutzen, aber ansonsten verschiedene Zeitschriften lesen. Wenn ich mein eigenes Interesse an Zeitschriften beobachte, so hat sich dieses auch gewandelt. Kam ich früher in einen Raum, wo eine Zeitschrift lag, war mein Bemühen, wenigstens ein paar Überschriften zu erhaschen. Vielleicht liegt es daran, daß die Zeitschriftenwerbung und die Aufmacher immer zu viel versprechen, aber unsere großen Zeitschriften und Magazine lösen in mir keine Neugierde mehr aus.

Und nun müssen wir die Werbung für die kommerziellen Zeitschriften betrachten, sie reicht von Drückerkolonnen, über Post- und Zeitungswerbung – mit Werbegeschenken – bis hin zur Fernsehwerbung (und die Nutzung des Internets). Das hat bei vielen Leuten eine Aversion gegen Zeitschriftenwerbung aufgebaut, die sich wenigstens zum Teil auch auf NPZs übertragen hat.

Ich selber habe viele Informationen an Info-Tischen und über Flugblätter verteilt. Ich habe notgedrungen eine Zeit lang Klinken geputzt, um für die Iduna-Sterbehilfe alte Kunden zu betreuen und neue zu werben. (Die Sterbehilfe war kein Euthanasie-Programm, sondern eines der Vorsorge für den Todesfall mittels Lebens- und Risikoversicherung.) Ich habe aber heute



Hemmungen, anderen Menschen direkt eine Zeitschrift in die Hand zu drücken. Außerdem bin ich der Meinung, daß jene Werbung die beste ist, die den Angesprochenen nicht manipuliert oder bedrängt sondern, ihm die Möglichkeit gibt, selber etwas zu entdecken. (Die Pilze müssen nicht zu dem Sammler kommen, sondern der Pilzsammler zu den Pilzen. Als Werbung muß die Information genügen, daß es dort und dort einen Wald mit eßbaren Pilzen gibt.)

Von den NPZs, die ich beziehe, hat nur die *Humanwirtschaft* ([www.humanwirtschaft.de](http://www.humanwirtschaft.de)) den Weg in den Bahnhofszeitschriftenhandel gefunden. Es muß also andere Wege geben. Mir ist dazu folgendes eingefallen: Wir 1000 Leser und Schreiber des GadF sind mehr oder weniger alle in einem Alter, wo der Besuch einer Arztpraxis unvermeidlich ist. In den Warteräumen liegen fast immer Zeitschriften zum Lesen aus. Manchmal mit Schutzhülle von einem Lesering. Wenn jetzt jeder von uns ein zusätzliches Heft (oder das ausgelesene, wenn man es weggeben mag) des GadF auslegt, dieses Heft auch mit einer ansprechenden Schutzhülle (die vom Versand mitgeliefert werden sollte) versieht und so Menschen an Tausend Orten die Gelegenheit hätten, das GadF zu entdecken, und wir die Aktion für ein Jahr (also mit vier Ausgaben) planen und bescheiden annehmen, daß jedes Exemplar wenigstens von 10 Praxisbesuchern gelesen wird, dann hätten  $1000 \times 4 \times 10 = 40.000$  Menschen das GadF zur Kenntnis genommen. Es wäre mehr als verwunderlich, wenn dann nicht wenigsten 500 neue Leser neu gewonnen werden könnten. Das wäre eine Ausbeute von 12,5 %. Der Schutzumschlag müßte auf der Titelseite den Titel *Das Gespräch aus der Ferne* haben. Dann irgendwo ein Spruch wie „Lesestoff von Patienten für Patienten mit der Möglichkeit, daß der Schenkende (der Ausleger) sich als Person zu erkennen gibt, aber nicht muß. Das ganze Deckblatt muß eine Augenweide sein. Für den vorderen Innendeckel könnte von [www.gadf.de](http://www.gadf.de) „Wir über uns“ übernommen werden. Es muß aber deutlich werden, daß es sich um eine Zeitschrift handelt, wo der Leser selber beim Inhalt mitwirken kann – aber nicht muß. Das ist ja der eigentliche Inhalt des Titels dieser Zeitschrift, aber auch die Berücksichtigung, dessen, was das Internet heute bietet. Der Rückdeckel sollte dann aus Anforderungskarten bestehen, die aber so gestanzt bzw. perforiert werden sollten, daß bei der Entnahme von Anforderungskarten der Schutzumschlag nicht gleich auseinander fällt. Ich denke, es lohnt sich über diesen Vorschlag nachzudenken.

- TA -